



Moderne

Dichtung

Dr. 1.

Zeitschrift für

Literaturkritik



Dr. M. G. Conrad.

Z s q

3 1 4 2

en.
Verlag

Verlag von Rudolf M. Rohrer in Bräun.

Leipzig.
Commissionsdr. G. E. Schulze.



Auf der Heide.

Novelle von Eimm Kröger (Glinshorn, Holstein).

Links an der Straße begrüßte die Reisenden ein in Grün und Blüten halb vergrabenes Haus, das sich durch die gespreizten Figuren der Futterkrippen und durch die zur Einkehr auffordernde Durchfahrt als Wirtshaus kennzeichnete; jene befand sich in einem dem Hauptgebäude vorgezogenen Kreuzbau und auf ihn stützte das Hauptgebäude sein grübelndes Giebelantlitz. Vielleicht dachte es an die Kosten, die der Bau der Durchfahrt verursacht hatte, vielleicht auch an gar nichts, als sein blinzelnder Blick das rasche Fuhrwerk traf.

Mutter Lisch, das Leitpferd, war ein erfahrenes Kößlein, und erfahrene Kößlein unterlassen bekanntlich bei dem Anblick von Futterkrippen niemals den Versuch, Stimmung für einen Ambiß zu erwecken. Und auch diesmal veräuerte Lisch die Gelegenheit nicht. Die Bemühungen und Zurufe eines kleinen Blondkopfs, welcher auf ihrem Rücken die ersten Reitübungen machte, und mit dem Wirtshausbesuch durchaus nicht einverstanden war, nahm sie zwar gut- und gleichmützig, aber mit gründlicher Nichtachtung entgegen. Kühn bog sie nach links. Es war ein Glück, daß der Wagenlenker aus seinen Träumen von Superphosphat und Thomaschlacke aufgewillt wurde und noch rechtzeitig die dunklen Wege des Lasters kreuzen konnte. Ein kurzes Anziehen des rechten Bügels, ein halb warnender, halb strafender Peitschenhieb führte Mutter Lisch wieder auf den Weg der Tugend, diesmal die breite Heerstraße der Chaussee, sanft zurück.

„Du schost di wat schomen“ — straspredigte Karsten das Leitpferd an — „von Lotte (dem Handpferd) wäll' ek nicks seg'n, de est jung und jebbig; awer du löst in vernünftigen Zohren. Schom schost di wat, west' dat!“

Lisch machte eine Bewegung, als wollte sie antworten: „Wat schall't dor to seg'n. Duest du man to.“ Sie hob, Karsten zum Hohn, graciös den Schweif. Lotte machte einige alberne Sprünge; sie wollte offenbar Karstens Ansicht von ihrem jugendlichen Uebermuth bestätigen.

Das Gefährt rollte rasch dahin. Es trug den Doctor Peter Holm, seine Gattin und seinen Sohn. Der Großnecht seines Bruders — Karsten — holte den lieben Besuch vom Bahnhof ab. Lisch und Karsten hatten sich vollständig ausgesöhnt. Die Kofse hatten offenbar von der Fahrt so viel Vergnügen, wie die Reisenden, und die Frische der Jugend theilte sich von Lotte den alten Gliedern der Lisch mit. Sie blickten sich mit verstohlener Vertraulichkeit an, bissen sich neckend in die Mähen, schüttelten schäumend das Gebiß und weiter und weiter gieng es mit rüstigem Aufschlag der Hufe auf den Granit der Chaussee. In dem Knattern und Schütteln erstarb die Unterhaltung, aber um so inniger suchte Doctor Peter seiner neben ihm sitzenden Frau durch warmen Händedruck zu versichern, daß seine herzlichste Zuneigung zu seiner Familie auch diese Reise überdauere.

Es flogen rechts und flogen links vorüber auf den dichtbewachsenen Ränks des holsteinischen Geländes dunkler belaubte Erlen, schillernde Silberpappeln, nickende Haselsträucher und starre Stechpalmen, der Blütensehne des Weißdornes und duftender Flieder, die licht rosa angehauchten Heckenrosen. Es eilten und zögerten in abnehmender Schnelle die im Hintergrunde auftauchenden Häuser und Höfe, Wiesen und Acker, die Gebüschgruppen der Waldwiesen und alleinstehende Eichen mit wirrem Haar, zerraut in Gram ob ihrer Vereinsamung.

„Sie spielen Greifen“, klang es vom Pferde her. Und in der That die Flucht der Landschaft rings umher erinnerte an Greifen und Verstecken.

Die Frau Doctor lächelte ihrem Liebling zu. Die Erklärung, welche die Mutterfreude über die frommen und sanften Züge der schönen Frau ausstrahlte, riß den Gatten zu stürmischer Härlichkeit hin. Er küßte die keusch aufgeblühte Lippenrose, die von dunklen Locken bedeckte schöne Stirn, das treue Auge, in welchem die zuversichtliche Frage nicht erstarb: Liebst Du mich? Und als er alle diese Herrlichkeiten wirklich küßte unter den Augen grüner, glohhängiger Giebel stattlicher Strohbäcker, unter dem hämischen Antlitz schwarzer, qualmiger Rauchhäuser, lag Verwunderung in den Mienen der ersteren und scheinheilige Empörung in dem hinterhältigen Ausdruck der letzteren, denn küssen im offenen Wagen — und gar küssen seiner eigenen Frau, war hier auf dem Dorfe nicht der Brauch, und mußte daher bei alten und jungen Häusern argen Anstoß erregen.

Der milde blaue Himmel aber nahm die Bezeugung dieses trefflichen ehelichen Einvernehmens sehr gut auf. Er legte seinen Duft auf die Landschaft, als das Gefährt in eine weite Heide einbiegend die Chaussee verließ und nunmehr im weichen Sande maßte, wiegte, schaukelte. Der Gesang des ächzenden und knarrenden Riemen- und Federzengs war gefättigt von Schmerz, Verzicht, Schluchzen, und Thränen, aber hindurch klang aus weiter, weiter Ferne das leise verhaltene frohe Gelächter alter lieber Verwandten und Freunde.

Karsten ließ seine zur Vernunft und Gyrbareit zurückgekehrten Pferde verschmausen und die Frau Doctor hatte Zeit, ihre in dem Liebessturm außer Ordnung gekommene Frisur wieder zurecht zu rücken.

„Böser Mann“, scherzte sie und hantierte fleißig mit Bürste und Kamm. Eine unartige, aus den schweren Flechten freigelegte Locke bestrafte sie durch Gefangenschaft hinter einer Ohrmuschel. „Böser, guter Mann, Deiner eillen alten Frau so die Toilettenkünste zu verderben. Und denke doch — wenn Karsten sich umgesehen hätte, wie hätten wir uns eingeführt? Beträgt sich so ein Mann gegen seine Frau, die sich bereits so lange, wie Jakob um die Rahel freite, an seinem Arm hängt, die ein in Ehren ergrautes Haupt den Bewohnern der Heide, Widellen und Grillen zeigen würde, wenn sie sich nur entschließen könnte, die Haube, unter welcher sie sich so glücklich fühlt, ein wenig zu kühlen? Sag' einmal, Du süßer Mann, ob die öde Heide, welche uns rings anstarrt, wohl schon eine so verliebte alte Ehefrau gesehen hat?“

Ein zweiter Erguß von Härlichkeit gieng hernieder. Schon erhoben sich seine Arme, aber sie senkten sich vor der schallhaften Drohung der zum zweitenmal für ihre Frisur fürchtenden bedrohten Frau. Dafür entlud sich die Elektrizität der Liebe in einem wolkenbruchartigen Handkuß auf die langen, schmalen, schlanken, schönen Finger.

In diesem Augenblick sah Karsten sich um. Er wollte auf die Dungkraft der goldig blühenden Lupinen, aus welchen Bienengesumm' und Honiggewäch herüberwallte, aufmerksam machen.

Zu einem ökonomischen Gespräch kam es aber nicht, denn der Anblick des Handkußes machte Karsten sprachlos. So etwas Verrücktes hatte er noch nicht gesehen. Das Bild war aber für ihn nicht anziehend; er machte sofort kehrt, da war der Anblick von Lisch und Lotte doch erquicklicher. Er raisonnerte in sich herein: „Ne, so'n Stadtkind, he düd' sin Fri' op de Füst. Wat schall dat, un wat het dat? Ob se sits nich schont!“

Doctor Holm schämte sich nicht. „Vor allen Dingen“ — knüpfte er an die Worte seiner Frau an — „einen im Besitze seines Weibchens so glücklichen Gemann sah die Heide noch nicht, und niemals eine so süße, kleine, große, hohe, schlanke Frau! Aber schilt' mir nicht meine Heide! Sie befreit unsere Seele, wie das Meer, ohne uns zu erschrecken. Ist nicht dieses Gefährt.“

die lieblichste Gondel, welche uns sicher über braune Wellenhügel dem Hafen zuführt? Und möchtest Du den duffigen Gesang fröhlicher Lerchen mit dem melancholischen Getreisch thraniger Seevögel vertauschen? Dort hin, wo am Rande des Horizonts die Umrisse von Wäldern und Dörfern erscheinen, zeigt der Bugspriet unseres Bootes. Dort klappern meines elterlichen Hauses Teller in Kammer und Keller, und in der Küche dreht sich fröhlich der Spieß, um uns das Beste zu spenden. Und winkt's nicht aus dem bläulichen, sonnendurchfluteten, wallenden Duft und Nebel unsichtbar zu uns herüber wie freundliches Willkommen lieber Bekannten?

O, schilt' mir nicht meine Heide! Die schöne, braune, sonnige Heide! Von ihr hat sich noch niemand ungetröstet gewendet, der ihr mildes, schwermüthiges Lächeln verstand. An ihrer Weite gemessen ist persönliches Leid klein und gering. Im sonnigen Frieden träufelt sie Ruh' in unser Herz und — zerzaust der Sturm die Fichten, so hält die Heide recht einbringliche Strafpredigten über Lieb' und Liebesleid. Die graue, einsame Heide!“

Jetzt hatte er sich warm geredet, der Doctor Peter. Seine Augen blinkten wie Ackerfelder nach Erquickung warmer Regen.

Die Frau Doctor strich mit weicher Hand über die Stirn ihres Gatten.

„Philosophischer Schwärmer, schwärmerischer Philosoph, du, Liebeskranker mit Vernunft und Maß“ — lächelte sie — „ich wette, Dir hat die Heide hier schon manchen Trost gesagt. Du hast mir schon viel von der Freude Deiner Jugend erzählt; erzähle mir auch einmal von dem Leid, das sie Dir gebracht, und dem Trost, den die Natur Dir gewährt. Und sollte ich auch erfahren, was ich doch schon längst weiß, daß ich mit dem Hermelin verblichener Königinnen geschmückt wurde: ich bin nicht eifersüchtig auf Verstorbene und für den Bestand meiner Herrschaft fürchte ich nicht. Nun Du loser Vogel, geh' und beichte Deinem besten, treuesten Freunde!“

Und er beichtete:

„Bernimm also“ — räusperte er sich.

Inzwischen verfolgte das Gefährt seinen Weg stets weiter im weichen gelben Sand.

Die Heide bedeckte altes, knorriges und verkrüppeltes, junges Eichengestrüpp. Nur selten gleißte das Gold blühender Lupinen.

Vom Westen herauf schlüpfen hurtig kühlende Winde, um im Gestrüpp schnell zu verwehen. Von dort schickte die salzige Meerflut erfrischenden Gruß und nach dort wendeten mächtige Hünengräber ihre von tausendjährigen Träumen verschleierte räthselhafte Stirn.

Stiller langsam voran, knarnten und sangen die Räder und Achsen zur Verzweiflung des ungeduldrigen Knaben, der schon längst auf dem Kutschersitz neben Karsten Platz genommen hatte. Er verwickelte Karsten in ein Gespräch, wer die Eichen gepflanzt habe, weshalb man sie gepflanzt habe, und ob der Dunkel noch mehr Pferde habe, als Bißch und Botte, wie viele Füllen, Kaninchen, Hühner!

Und immer noch Heide und kein Ende!

Einmal, als man in ein thalwärts gelegenes Dorf hinabfuhr, schien sie vorüber. Aber so schien es auch nur. Denn der Weg führte zum Dorfe hinaus, hinauf auf die Heide. Vor den Reisenden entfaltete sich das alte Bild. Nur dunkel entfiel man sich der so eben gesehenen Bauernhöfe, die im Schatten mächtiger Eichen am Bache lagerten, und der kleinen Kathen, die behaglich in Apfelblüte, Bienengehum und Honiggeruch blinzelten. Wie eines Traumbildes gedachte man der alten Frauen, die im Thürrahmen stannend erstarrten, die eine Hand auf die Hüfte gestemmt, mit der anderen ihr Auge beschattend. Verklingen war die Herde hollender und bellender Hunde, der Hofhunde, die wie das Corps der Mache über die Wälle brachen, die Meute der Kläffer, welche gerngroß dem Wagen nachsprahlen.

An den Kutschersitz schlug die Erzählung wie ein dumpfes, gleichförmiges und gleichgültiges Gemurmel. Nur auf der Heide stellte sich ab und zu ein junges, nengieriges, krummes Bäumchen hinter seinen gnomenhaften verkrüppelten Großeltern auf die Fußspitzen und reckte Knospe und Blatt lauschend empor. Aber unter der Berührung eines menschlichen Auges duckte

es wieder eilig hinter den breiten Rücken seiner Ahnen, um in köstlicher Einsamkeit, in kindlicher grundloser Fröhlichkeit weiter zu lachen und zu lauschen.

* * *

„Bernimm also,“ begann der Doctor. „Mein unberühmtes Geschlecht galt von jeher für apart, und in der That wich die Charakterbildung der Holm von dem Ueblichen ab. Vor allen Dingen war es ein auf selbstständiger Philosophie beruhender starker Unabhängigkeitsinn, der sie von Anderen unterschied. Diese Freiheit richtete sich sogar gegen anerkannte, von Meistern und Jüngern beschworene Vorschriften und Normen der Gesellschaft, welchen die Holms nur insoweit Heeresfolge zu leisten geneigt waren, als sie nach ihrer eigenen Einsicht nothwendig, oder doch zweckmäßig und gerecht erschienen. Sie waren, wie Du siehst, echte Nihilisten!“

So konnte mein Ahne, Vater meines Großvaters, sich nicht davon überzeugen, daß im Sommer Strümpfe nothwendig seien. Dafür hieß er „Förger Hartfoot“ sein Leben lang. Meinem Großvater erging es gleich in Beziehung auf die altdeutsche Bauerntracht des schwarzen Rundhuts, der kleidsamen kurzen Beinkleider mit den Silberschnallen. Als lebendiger Protest gegen die charakterlose neue Tracht des Gehrock und der langen Beinkleider zeigte er der belustigten Welt bis zu seinem seligen Ende seine übrigens ganz stattlichen Waden. Sein Beinamen war entsprechend „Johann Dülch.“

Antliche Geschichtsbücher wissen nichts davon, daß ein Holm jemals wirklich verliebt gewesen. Aber es ist nicht ausgemacht. Denn in der Brust der Holm arbeitete Manches, das sie nicht zur Schau stellten. Fest steht nur, daß sie das Heiraten mit derselben ernsten Entschlossenheit wie andere Geschäfte betrieben. Wurde eine Verheirathung für nothwendig oder zweckmäßig befunden, so wurde in den herkömmlichen Jahren das Geschäft ohne viel Hin- und Hertasten erledigt, wie eine Arbeit, mit der man ebenfogut rechtzeitig fertig werden müsse, wie mit der Bestellung der Frühjahrssaat.

Ernst und Kälte — das waren die charakteristischen Züge im Alltagsantlitz der Holms, und an der Substanz ihres Wesens hatte offenbar die Eigenschaft des Ernstes einen wesentlichen Antheil. Ob auch Ruhe und Kälte? — Fast sollte man vermuthen, denn äußerlich wurde eine Störung des Gleichgewichts bei älteren, gefesteten Holms selten wahrgenommen. Aber officiöse Jahr- und Geschichtsbücher erzählten fast von jedem Holm eine kleine Herzensgeschichte, die jener Annahme widersprach. Und wenn, was selbst bei alten Holms vorkam, die ihnen eingepflanzte unerschütterliche Rechtlichkeit sich zum Zorn gegen Unrecht, zur Empörung über Ungerechtigkeiten steigerte, so zweifelte man nicht mehr an dem vulkanischen Ursprung auch dieses spröden Gesteins. Diese scharfen und edigen Felsplitter hatte ein verspäteter Erdstoß in den Strom geworfen. Sie waren noch schroff und scharf und schneidig, als der Gebirgsstrom das Felsgeröll seines Bettes bereits gerundet hatte. Der Schleifproceß begann bei uns ein paar Jahrhunderte zu spät und noch heute arbeitet an uns die Zeit mit grobem Hammer und Meißel.

Ein gewisser Bartel Holm, Bruder meines Großvaters, verstieg sich bis zum Gelehrten. Er studierte Theologie. Aber das Schickal gab denen (und das waren so ziemlich alle Holms) Recht, welche ein solches Unterfangen für Vermessenheit und strafwürdigen Abfall von den bewährten Ueberlieferungen der Familie Holm erklärten. Bei dem Examen gab es einen großen Krach und Bartel Holm war genöthigt, sich als Hauslehrer, oder in ähnlicher Stellung, kümmerlich zu ernähren. Dieser Vorgang galt in unserer Familie als ein abschreckender und in der That lud die alte verhungerte Figur im schwarzen, schäbigen Rock — so sah ich sie noch bejuchtsweise auf unserem Hof — zur Nachfolge nicht ein.

Man denke sich daher des Entsetzens, als ich dessen ungeachtet, gleiche Wünsche zu hegen mir herausnahm, ja hierin von unserem alten Lehrer und insofern auch von dem Großknecht und Vorarbeiter, dem etwas grob zugehauenen Jakob, unterstützt wurde, als er erklärte, ich sei zum Bauern zu dumm und zu faul. Und er mochte wohl Recht haben, der gute Jakob. Den Lehrstoff konnte ich einigermaßen fassen, die einfachsten Handgriffe der landwirtschaftlichen Arbeiten

nur schwach; in Lust am Lernen mochte ich manchen überragen, in der Liebe zur körperlichen Arbeit wurde ich von Allen übertroffen.

Der Schullehrer (— ich sehe noch das liebe ehrliche Gesicht, er rauchte aus einer unendlich langen Pfeife mit unendlich hastigen Zügen) brachte den Plan, mich zur Vorbereitung des Universitätsstudiums auf das Gymnasium zu schicken, bei meinem Vater zum Vortrag. Natürlich mit vollständigem Mißerfolg. Mein Vater, der in jedem Gelehrten einen Abhängigen (nicht ganz mit Unrecht) sah und im Stolze auf seine Unabhängigkeit und auf seine Wohlhabenheit meinte, sein Sohn habe es nicht nötig, sich in Abhängigkeit zu geben, war dafür nicht zu haben. Und, wenn es auch sonst denkbar hätte erscheinen können, diese sogenannten Vorurtheile zu überwinden: die abschreckende Gestalt des verkrachten Theologen machte ein solches Unternehmen vollends aussichtslos.

Der Widerspruch meines Vaters war ein sanfter, aber entschiedener. Der Lehrer war mit seinem Latein am Rande. Er erzählte noch einige Studentengeschichten; im übrigen blieb die Sache wie sie war.

Aber ich gab die Sache nicht auf. Die Studentengeschichten zündeten zumal. Ich wurde nicht müde das Schicksal zu befragen, das Schicksal nicht müde mir zu antworten, bald Ja, bald Nein, bald ausweichend. — „Ja und Nein“ zählte ich an dem bewährten Drakel der Westenköpfe, an den Fugen der Ziegelwand unserer Ställe und Scheuern, an den Samenfäden des Löwenzahns. „Wenn ich diesen Baum im Steinwurf treffe — werde ich in Jena studieren.“ Dabei wählte ich, nach berühmten Mustern, dicke Bäume und große Steine, ging auch thunlichst nahe heran. Denn die Drakelsprüche durften nur nach meinen Wünschen ausfallen, und bei ungünstigen Antworten bestand mein doppelzüngiges Gewissen auf Beobachtung gewisser Drakelregeln, die ich für verlegt erachtete. Jesuitisch behauptete ich die Ungiltigkeit solcher unbequemer Sprüche.

Indem ich vertrauensvoll von der Zukunft die Verwirklichung meiner Wünsche erwartete, suchte ich mich inzwischen durch Lesen auf den Beruf eines Gelehrten vorzubereiten. Mein älterer Bruder unterhielt heimliche Verbindungen mit einer Leihbibliothek und durch seine Vermittlung las ich den vergötterten Eugen Sue, den angebeteten Alexander Dumas père. Aber den Geschichten von Rittern und Räubern ertheilte ich doch die goldene Medaille. Und niemand bezauberte mich mehr, als der große Räuberhauptmann Eugen von Waldenhorst, „der lebendig Begrabene“. Ich war nahe daran ein Ritter oder Räuber oder gar ein ganz charakterloser Abenteuerer zu werden und die Gelehrsamkeit aufzugeben.

Allgemach und im Laufe der Jahre entschloß ich mich jedoch ein ehrlicher Mensch zu bleiben, und neben meinen Romanen nahm ich daher nützliche Studien auf. Zumal die Wunder des Weltalls erfüllten mich mit religiöser Scheu. Das Bewußtsein, daß unsere Erde sich als unbedeutender Planet mich und ganz Mendorf durch den Weltraum trage, verließ mich selten. Es wachte in einer Seelenfalte, selbst in den Stunden größter Ausgelassenheit, und gewährte meiner Denkungsart eine Feierlichkeit, die meiner Jugend wunderbar genug gestanden haben mag.

Zugleich fesselte das Räthsel der Frauen meine Aufmerksamkeit. Bisher hatte ich dies schmalshulterige Geschlecht gerne gesehen, aber nicht sonderlich studiert, am allerwenigsten geahnt, zu welchen großen Dingen die Vorsehung die dem Adam gewährte Gehilfin ausersehen hatte. Was ich von den Ewastöchtern aus meinen Romanen erfahren, war mir unverständlich, denn die Liebe war von der in mir arbeitenden Holm'schen Logik bisher nur gestreift. Der Eindruck, den die Weichheit und Schönheit der Formen bei jungen Weibern, der gültige Ausdruck ihres Gesichts in mir hervorrief, war ein angenehmer, aber in ihrem Gebaren und Gebaren stieß doch manches mich ab. Zumeist der Frauenrock schien mir unzweckmäßig, zudem regelwidrig und unlogisch. Das wehende, schleifende Kleidungsstück beeinträchtigte die Bewegungsfähigkeit des Körpers, dem es zu dienen bestimmt war, und widersprach der Linienführung des letzteren. Im Punkte der Zweckmäßigkeit gab ich jedoch meine Zweifel bald auf, mit Rücksicht auf die mannigfachen, durch die Breite des Schosses so außerordentlich geförderten weiblichen Hantierungen, und endlich fand ich gar Gefallen an den fließenden Falten des wallenden Gewandes.

Und wie wohl flüßte ich mich allmählich in den Spinnstuben unter Mädchen und Frauen! Mit einem wunderbaren Vergnügen sah ich das Arbeiten der geschmeidigen Finger, der pflaumigen weißen und braunen Arme. Ihre Unterhaltung erregte in mir ein Gefallen, dessen letzte Ursache mir unbekannt war. Denn das Gefühl vergnüglicher Empfindung war von dem Gegenstand des Gespräches unabhängig. Es beglückte mich nicht nur bei dem in Chronikensstil gehaltenen Vortrage der direct aus der Volksseele geschöpften Märchen und Sagen, sondern auch bei der Erörterung der Laster und Fehler getreuer Nachbarn und Freunde, und durch den Mund hübscher Mädchen und Frauen kehrten auch meine trivialsten Gedanken in Verklärung zu mir zurück.

Meine Stimmung gegenüber dem schönen Geschlecht war somit empfänglich genug, um das Interesse meiner Romanhelden für ihre Herzensdamen begreiflich zu machen, zumal diese Damen verlockend genug geschildert waren. Aber das Uebermaß ihrer Seligkeit im Besitze, ihres Schmerzes im Verluste, die Mißgunst gegen alle Welt bei einer Theilung der Liebe hatte für mich etwas Befremdendes. Für den Zustand meiner Helden, die nur an die Eine dachten, welchen vor dieser Einzigen die ganze Welt mit allen Sonnensystemen und Milchstraßen versank; für alle diese regelmäßig wiederkehrenden Kennzeichen einer wahren Liebe fehlte mir die Auffassung, und im Grunde dachte ich recht gering von einem derartigen albernem Betragen. Ich gewöhnte mich denn auch, gefühlvolle Liebeszenen zu überschlagen, um wie der Geier niederzustoßen, wenn ich Blut und Kampf witterte.

Ueber das Benehmen meiner Helden nach Verlust der Einen — über dieses Brechen und Knicken der Herzen — empörte ich mich mehr, als es mich rührte. Eine Andere nehmen: das schien mir logisch und zweckmäßig!

Aus allem entnahm ich die Lehre, daß die Liebe einen Zustand bedeutet, der in Beziehung auf den Gegenstand der Leidenschaft die Fähigkeit folgerecht zu denken aufhebt, oder wenigstens die Kraft, die Handlungen in Gemäßheit des als richtig Erkannten einzurichten. Eine durch geheimnisvolle Gründe hervorgerufene krankhafte Unterschätzung der eigenen Person im Verhältnis zu dem Gegenstand der Liebe, eine wahnsinnige Ueberschätzung dieser letzteren wegen vermeintlicher innerer oder noch häufiger äußerer Vorzüge, die Empfindung eines unnatürlich gesteigerten Wohlgefallens: hierin erkannte ich die hervorstechenden Eigenschaften der Liebesleidenschaft.

In diesem fragwürdigen Glück war ich doch selbst nicht befangen? Ich prüfte mich und stellte meine vollständige Gesundheit fest. Meine gesammte Mädchenbekanntschaft mußte zu diesem Zweck aufmarschieren: Von allen Greten und Trinen, die ich kannte, sah ich am liebsten die liebliche Christine mit dem langen, kastanienbraunen, stets mit Schleifen geschmückten, gefälligen Zopf. Sehr gern vertiefte ich mich auch in die Züge der stillen Katharina, weil ich mich an dem süßen Schnitt ihres Mundes erfreute, oder an dem wunderlichen Naturspiel, daß der eine Augenstern im sanften Blau, der andere im milden Braun erglänzte. Beide Mädchen waren übrigens älter, als ich, und kümmerten sich nicht sonderlich um mich.

Nur die wilde Friederike überfiel mich blöden Jungen einmal menschlins in einer Art Ueberrheit mit Umarmung. Das war gewiß angenehm, aber ich hatte bei der Blödsichtigkeit des Ueberfalls keine Zeit, mich auf mein Glück zu besinnen. Ich stellte mich sehr ungeberdig und hätte sie in unverständlichem Zorne beinahe in die schönen Lippen gebissen.

Die alle waren hübsche, liebenswürdige Mädchen; aber meine Seele füllten sie nicht aus. Ich war überzeugt, ich würde nicht verzweifeln, wenn sie mich nicht zum Gatten wählten. Nein, es stand fest, ich war nicht verliebt! Auf die Freiheit, Unabhängigkeit und Gesundheit meines sechszehnjährigen Herzens bildete ich mir nicht wenig ein. Ich wurde hochmüthig. Aber Hochmuth kommt vor dem Fall!

Wer weiß, ob ich überhaupt etwas zu gestehen gehabt hätte, wenn eine gewisse grüne Zoppe und eine gelbe Schürze nicht gewesen wären — auf der Gildeseier in Goldorf.

Befagte grüne Zoppe war auf der Festlichkeit als der Gipfel bäuerlicher Pracht bei meinem Freunde Wilhelm vertreten. Auf die Bezeichnung einer Jägerzoppe konnte sie aber nur in sehr uneigentlicher Bedeutung Anspruch machen. Denn die grau-grünliche Farbe hatte auf den grünen

Bald nur eine Gedankenbeziehung: sie deutete nämlich die Hoffnung, im fröhlichen Reigen des Tanzbodens Erfolge zu erzielen. Das deuteten schon die fatten Farben der breiten Hirschhornknöpfe an, welche uns von der Brust her verließ, von der schlanken biegsamen Taille übermüthig anlachten. Das funkelnelene Staatskleid stand dem frischen Jüngling gut; es verlieh seinem runden Antlitz mit dem kastanienbraunen Haar Frische und Anmuth, was mein blonder Neid bereitwillig anerkannte.

Und Wilhelm wußte, was ihm stand. Daher hatte er nicht geruht, bis ich mit ihm zog von Mendorf über die braune Heide — ich Armer — ohne Toppe, ohne die kastanienbraune Herrlichkeit meines Freundes.

Auf der Gilde erregte sein Erscheinen eine kleine Revolution.

Schon auf der Dorfstraße von Goldorf gurrte ein junges Volk flüchtiger Schürzen vor uns auf. Noch sehe ich eine weiße mit reichem Muster gepresster Spitzen, eine dunkle, deren rabenschwarzen Lastingglanz ich für Seide hielt, eine stahlblaue gelbgeringelte, die wie glatte Schlangenhaut schillerte, wer weiß von welchem Stoff. Und alle waren, lang, breit, bauschig; sie ließen nur einen schmalen Streifen der Wollröcke mit den hineingewebten schmalen Seidenstreifen frei. Sie umspannten gedrungene Taillen fröhlicher Kinder mit schlicht aufgekämmtem Haar.

Wilhelm eröffnete aus seinen braunen Augen sofort ein Bombardement und die lieben Kinder wendeten kokett das Köpfchen, um mit einer Salve zu erwidern, die — ach! — für mich nicht bestimmt war. Dann ballten sie sich in schwesterlichen Armverschlingungen zu einem unaufbläslichen Knäuel siamesischer Drillinge zusammen, und sicherten dem Festhause zu.

Einem König gleich zog Wilhelm ein durch das große Thor auf die festlich zum Saale verwandelte Hausdiele. Dort hing unter der von Seilen überspannten Heulufe das Holzgestell des Kranzes, das bereits mit vier Talglatern versehen war, vergaben in Blumen, Grün, Fliedergold und goldig geschmückten rothen und weißen, auf Bänder gezogenen Stiern. Kuchtruppen und Pferderauten, welche rechts und links die Diele einfaßten, waren mit Fähnchen bedeckt, aber der schönste Schmuck war eine Reihe junger Mädchen, die in Hufeisenform drei Wände der Diele umrahmte. Da reichte sich Schürze an Schürze. — Wie viel Ellen Stoff war mein erster Gedanke, wie viel besorgte Mütter mein zweiter! Aber hübsch war es, wie lieblich Farbe um Farbe wechselte. Wie reizend ihre neidlose Ruhe, die ihrer Macht unbewusste Demuth, welche den verführerischen Fleischton der runden Arme in den Schürzen vergrub! Ein Gemisch von Wohl- und Stallgeruch, sowie der Dampf von Cigarren bescheidener Preise erfüllten den Raum, und erzeugten in mir die bekannte feierliche Stimmung, die vor der Hand eine Fröhlichkeit nicht aufkommen ließ.

Wilhelm deutete mit der Berechnung eines Bühnenkünstlers den Erfolg seiner Erscheinung aus. Der Ruf des Staatskleides war schon durch das vor uns hergetriebene Wölkchen in den Tanzboden gelangt, als wir ankamen. Während ich eintrat, zeigte sich Wilhelm flüchtig auf dem sonnenbeglänzten Hofplatz vor dem Eingang. Es galt zunächst mehr die Vorstellungskraft anzuregen, als das Auge zu laben. Sodann hoben sich Umrisse und Farbe im Thürrahmen ab. Ich sah zwei Wellen des Entzückens von den beiden der Thür zugekehrten Enden des Hufeisens durch das Schürzenmeer fließen und hörte im Brennpunkte ihres Aufeinanderplatzens ein lautes Ah der Bewunderung, das sich aus dem Gemurmel hell und vernehmlich abhob.

Wer war die Bewunderin? War es das Mädchen mit dem Lehrgold, das ihr so vortrefflich lief? So hatte es mir geschiene, aber diese Vermuthung that mir weh. Weshalb doch? Kannte ich sie doch nicht einmal! Erst später erfuhr ich ihren Namen, es war die Tochter des Hufners Michel von Seesen in Goldorf.

In der dithmarschen Bevölkerung hat sich die angelsächsische Rasse in glücklicher Weise mit der friesischen gemischt und dadurch eine Frische erlangt, welche sie vor der unvermischten Sachsenart des Holsteiners in vortheilhafter Weise auszeichnet. Schönheit und Frische ist bei dithmarschen Mädchen die Regel. Und Anna von Seesen stammte aus dithmarschem Geschlecht. Da fehlte das Gedrückte, das dem Niedersachsen durchweg ein hölzernes Gepräge verleiht. Sie

profs, wie ein schlanker junger Eschenstamm. Die im Zustand der Alltäglichkeit gebundene, in Augenblicken der Festfreude derb ausgelassene Lustigkeit der Holsteiner hat sich bei ihrer Rasse zu einer unbefangenen gleichmäßigen Heiterkeit, der das pikante Moment der Melancholie nicht fehlt, befreit. Sie wagte zu äußern, was Holsteinerinnen bis Mitternacht in ihrer Schürze vergruben.

Ich weiß kaum noch: war ihr Haar mehr blond oder brünett, auch über ihre Augenfarbe, ihre Gesichtsforn kann ich genaue Rechenschaft nicht geben. Bei Anmuth fragt man nicht nach Farbe und Oval. Die stumme Sprache ihrer in allen Schlag- und Sonnenlichtern spielenden Miene riß mich hin, raunte mir ins Ohr über die Köpfchen und Köpfe hinweg durch Cigarrendunst und Qualm: Komm' küsse mich, Du Lieber!

Ganz besonders wurde ihre Erscheinung durch das Lehrgold ihrer Schürze gehoben. Wie gleißend umgab der Faltenwurf die jugendliche Gestalt!

Weshalb gab ihre Bewunderung mir einen Stich ins Herz? Damals ahnte ich es; jetzt weiß ich es. Ich gönnte dem Wilhelm die Bewunderung Aller, jedoch die der Lehrgelben nicht. Die hätte ich gern für mich gehabt.

Ich haschte nach dem Strahl ihrer Augen. Und sieh' unsere Blicke begegneten sich, in ihrem Auge lag die Liebe ihrer Seele. Ich hielt den Blick aus. Woher kam mir doch die Kraft?

O, über den tödtlichen Kobold! Jetzt rächte sich der Liebesgott wegen Verspottung seiner romanhaften Jünger. Jetzt schlug er mich selbst mit der göttlichen Blindheit, mit der Unfähigkeit folgerecht zu denken und, was sonst Liebenswürdigen dem Burschen ich nachgeredet. Der kleine boshafte Kerl stand auf den Fildern des Kuhstalls über der schnaubenden, fettenklirrenden Herde mit den großen verwunderten Augen; sieh' da, sieh' da! — halb verdeckt von dem Köpfchen der Anna, da steht er, der Räuber, hinter dem schweren eichenen Ständer im trockenen, raschelnden, duftenden Heu! Ich sah seiner blonden Locken gekräuselte Spitze, den rothigen Widerschein der grausamen Hand. Ich hörte das Klängen der schnellenden Sehne, das Schwirren des fliegenden Pfeils. Mein Herz zuckte im leisen Weh, es lag mir schwer in der Brust. Ja, Peter, das war die verhöhrte, verspottete Liebe!

Die Musik begann; zwei Geigen, eine Clarinette, ein Waldhorn, eine Bassgeige, denn der Gildenvorstand war verschwenderisch gewesen. Die Musik rauschte und lockte, aber die Saaldiele blieb leer. Endlich löste sich aus dem Knäuel junger Leute der lange, bei aller Krummknöchigkeit geschmeidige Hans Heesch — der beste Tänzer — ihm folgte die grüne Toppe und engagierte Anna. Deren Blick flog, wie suchend, über den Tanzboden und streifte mein Antlitz; dann legte sie die Hand auf den Arm meines Freundes. Bald erfüllte dichtes Gewühl den Tanzboden und das Lehrgold, von Hand gieng es zu Hand. Oft befand es sich in der meines Freundes, in meiner eigenen nimmer. Dafür verzehrte mein Herz sich in Liebe, Eiferjucht und Jaghaftigkeit.

Meine Augen aber verfolgten sie. Wie wand sich glühend das Gold durch die Paare! Und, wenn die aufgestaute Menge jeden Ausweg zu versperrern schien, siegend und fröhlich schaffte sie Bahn. Und im Fluge gönnte sie mir zweimal das Glück ihres Auges.

In den Pausen sah ich meinen glücklichen Freund ab und zu glühend vor Lust, Aufregung und Grog: „Weshalb tanzest Du nicht? Und, wie Du ansiehst, als ob Dir der Kehl verhagelt? Du, die Gelbe, Anna von Seesen, prachtwoll, was? Und, wie sie tanzt!“

Unter Aufbietung aller meiner Kräfte machte ich den Versuch, sie zu gewinnen. Als ich über den Tanzboden schritt, grüßte mich ihr Auge. Aber zwischen Sipp' und Kellersrand . . . sie wurde mir von einem Knecht, der bereits in unbändiger Lust mit den Haken aufschlug, als er vor sie hintrat, weggeschnappt.

Und das war ein Glück, denn die verschlungenen Paas des Rheinländers, der jetzt die Menge in ein springendes Chaos verwandelte, sind mir stets ein Geheimnis geblieben.

Jule wasch' Dich, putz' Dich,

Kämm' Dich schön!

stimmten Violinen und Bassgeige, Clarinette und Waldhorn. Das war ein Fuchzen und Sandzen,

der Tanzboden dröhnte, und darüber die alberne Clarinette

Inle wasch' Dich . . .

Weshalb stimmt mich ein Lustigsein um jeden Preis so traurig? Weshalb zum Grübeln zumeist die sogenannte lustige Musik? Ja weshalb? Mein Herz hört wohl die Botschaft der Freude, aber es erwacht bei mir nicht der Glaube. Mir kling't mehr wie die Sage von einem schöneren Stern, nach dem ich in Sehnsucht mich verzehre, als wie die Kunde von gegenwärtigem, greifbaren Glück.

Wir sind vergnügt
Und haben's gar nicht nöthig,

erklang ein heiserer Gesang von irgend wo aus den Räumen des Hauses. Ja wohl! Für das Singen und Springen entfiel jeder Grund. Meine Gedanken entwichen in die Unendlichkeit des Raumes. Auch in diesem Augenblick rollte unser Planet, von Ewigkeit zu Ewigkeit, jede Secunde — Bum! — Bum! — einige und einen Bruchtheil deutscher Weisen — gleichviel — schweigend um die Sonne. Und in Huldorf vergaß man Himmel und Erde im tobenden Tanz!

Wir sind vergnügt,
Und haben's gar nicht nöthig.

Wie oft habe ich bei den Klängen der Tanzmusik geweint unter der Dachtraufe und mit ihr um die Wette, wenn Nebel und Regen die Heide verhüllte. Und jetzt lag der Glanz der scheidenden Sonne auf Blatt und Strauch, als ich mich aus dem lärmenden Hause in still verschwiegene Gebüschgruppen des Gartens verlor und auf stiller Gartenbank weinte, ob meiner jungen Liebe, so heftig und heiß, wie dies nur weiland der berühmte Eugen von Walbenhorst: „Der lebendig Begrabene“ gethan. Ich schämte mich meiner Thränen nicht, denn auch Eugen hatte geweint und war doch ein größerer Räuber als ich.

* * *

Gleich rechts hier auf der Heide siehst Du zwei alte Fichten. Sie blicken uns verwundert, zweifelnd nach, als ob sie mich wieder zu erkennen glauben, aber ihren Augen nicht trauen. Sie neigen ihre von Weststürmen gebeugten Kronen dem Sonnenaufgang zu, die eine ein Regenschirm mit eingeknickter Spitze, die andere ein Künstler, dem der Sturm die Mähne über die Stirn geworfen.

Dort brach ich am folgenden Tage den weichen Lupinenacker mit dem Pflug. Keine Arbeit ist, wie diese, geeignet Ruhe und Sammlung zu fördern.

Zwischen dem Pflüger und seinen Rossen waltet das Verhältnis der Vertraulichkeit. Der Zuruf des Hi! und Ho! klingt zu den Pferden sanft und väterlich hinüber; dafür nicken ihm diese bei der Wendung mit kindlich ergebenem Gruß. Und gleichförmig wendet sich der Faden kollernder Ackerschollen über der Pflugfahar blinkende Schneide. Und ich hatte zu denken und zu sinnen zumal: Welch' ein Tag lag hinter mir, und welch' eine Nacht! Musik vor den Thren und trunk'ner Gesang, und in der Brust ein krankes, sehnsüchtiges und doch fröhliches Herz!

Ich hatte nicht nur im Anschauen geliebt, denn die Spannung war stärker geworden, als die Befangenheit, welche meine gequälte Seele umschürzte, und im kühnen Wagemuth hatte sie sich befreit. Noch niemals hatte man mich so unbefangen gesehen, niemals so ausgelassen. Noch niemals war ich ein Schwerenöthiger gewesen, wie gestern Abend auf der Gilde in Huldorf.

Bis zur Erschöpfung hatte ich getanzt und mit Anna zumeist. An meiner Schulter ihre leichte Last, an meinen Wangen der Hauch ihres Mundes; der Glanz ihrer Augen auf Augen und Stirn. Wohl dacht' auch da ich an die Drehung der Erde, aber unwichtig erschien mir's im wirbelnden Tanz.

Wilhelm flatterte von Blume zu Blume; ich hielt mich zu Anna und — o Glück! — sie hielt sich zu mir.

Als bei der dampfenden Bowle mehr oder weniger verstoßen die Lippen der Paare sich fanden, blickte ich ihr fragend in die Augen. Ueber ihr Antlitz leuchtete es wie heimliches

Verlangen und keusche Abwehr zugleich. „Später, später“ las ich in ihrem Auge „später, später“ jubelte mein Herz.

Mitternacht war längst vorüber, als ich in dem Garten ihres Vaters noch lange hinaussah nach dem Fenster, hinter welchem ihr Lichtkämpfchen erloschen war.

Auf dem Dachfirst schwagten die Staare. Der Nachthau tropfte von Blatt und Baum. Ein leiser Wind kühlte mir Wangen und Stirn, löschte aber nicht die Glut der ersten Mädchenküsse auf meinen Rippen, nimmer das Feuer meines Herzens.

Der heraufsteigende Morgen warf den ersten Lichtschimmer auf die Fensterreihe. Ironisch glitzerte es über das vielgängige verwitterte Haus und in den Giebeln leuchtete es wie Spott über meine erste, junge, arglose Liebe.

So unrecht haben häufig so alte erfahrene Häuser nicht.

Es ist ein merkwürdiger Zustand das Verliebthein. Welche Selbstlosigkeit, und welche Selbstsucht!

Ich gedachte nicht mehr des Wandels der Gestirne, der mir doch so sehr am Herzen gelegen, ließ mich vielmehr daran genügen, daß der Weg von Meudorf nach Huldorf — die Erde mochte sich drehen, wie immer — quer über die Heide schier eine Stunde betrug. Am liebsten saß ich im Scheimgiebel im dumpfigen brütenden Heu, unter Spinnweben, um nach Huldorf über die Heide, wo überall das Bild der Anna schwebte, zu starren.

Als ich um diese Zeit meinen Vater verlor, schmerzte mich der Tod dieses in unbegrenzter Hochachtung gehaltenen Mannes tief, aber an meine Liebe reichte mein Schmerz nicht heran. Deshalb dachte ich kaum daran, daß mir die Freiheit meiner Berufswahl gegeben. Was wog das Leben, was Ehr und Ruhm gegenüber den schönen Augen meiner Geliebten? deren Bild mir überall vor Augen stand, gleichwie ich allüberall, hinter dem Pflug und hinter der Egge, und im melodischen Klingklang der Dreifcher das wehe und wund'ne Herz in der Brust empfand.

* * *

Es verging ein Jahr. Es war ein Jahr der Liebe und ihres Glücks, aber noch mehr ihres Begleiters, der Eifersucht und Qual. Meine Geliebte beobachtete bald mir gegenüber eine Zurückhaltung, die einer Ablehnung ihrer Gunst erschreckend ähnlich sah. So wurde es bald klar, daß sie entschlossen war, mich aufzugeben, um wieder gut zu machen, was sie auf der Gildefeier schlecht gemacht. Eine echte Swastochter — konnte sie wohl lieben; aber verlieben konnte sie sich nicht; sie konnte sich überleihen, aber nach rascher Zeit hatte sie kühlen Kopf und Selbstbeherrschung wieder erlangt.

Mir schien freilich eine solche kalte Vernunft empörend, aber Vernunft war es immerhin. Denn unsere Liebe konnte, da sie drei Jahre älter war, als ich, zu nichts führen, und zu empfehlen war es daher, der Sache ein rasches Ende zu machen. Das that denn auch Anna mit der ihrem Geschlecht eigenen Entschlossenheit, indem sie meinen lieben Freund Wilhelm, der inzwischen in einer neuen Foppe glänzte, zum Gatten erwählte. Das war ein Mädchenstreich, um so geschickter, als der ältere Wilhelm hoben den Hof seines Vaters in glänzendem Wohlstand übernahm.

Inzwischen durchkostete ich alle Qualen der Eifersucht, aber noch immer liebte ich Anna.

* * *

Das Brautpaar sollte aufgeboten werden.

Ich verachtete mich bereits so gründlich, daß ich mir keinen Schmerz und keine Demüthigung versagen wollte. So saß ich denn selbst unter der Kanzel. Mein Ohr sog aus jeder Silbe des pathetischen Organes ein stechendes, wollüstiges Weh!

„Es beabsichtigt sich ehelich zu verbinden Wilhelm Bornholdt, ehelicher Sohn des Klaus Bornholdt in Meudorf und seiner Ehefrau Trinke, geb. Bollert daselbst, mit der Jungfrau Anna von Leesen, ehelichen Tochter des Landmannes Friedrich von Leesen in Huldorf, und seiner Ehefrau Annette, geb. Thormählen daselbst.“

Es mögen sich diejenigen, welche gegen diese Ehe rechtlich Einspruch erheben zu können vermeinen, melden in gehöriger Form und am gehörigen Orte, bevor es zu spät.

Wir aber sehen die Güte des Allmächtigen auf dieses junge Brautpaar herab. Möge seine Ehe ihm selbst und seiner Nachkommenschaft zum Glücke gereichen und unserer lieben evangelisch-lutherischen Kirche zum Segen! — Amen."

Ich wußte, daß dies Aufgebot Vorschrift und Herkommen entsprach, gleichwohl unterstellte ich dem würdigen Pastor boshafte Sticheleien. Die genaue kanzeimäßige Aufführung der Personalien zählte er mir Silbe für Silbe ins Ohr. Siehst du — zischelte es in mir — es ist die Anna, die du vergötterst, der Inhalt deiner Gedanken, dieselbe, deren Lippen die deinen in Liebe gefunden. Sie heiratet jetzt einen andern, es ist kein Zweifel, es ist deine Anna!

Die Aufforderung, Einspruch zu erheben, klang mir wie ausgefuchter Hohn. Das wußte ich so gut, wie der Pastor, daß ein Einspruch mich nur lächerlich gemacht hätte. Die Grausamkeit des Hinweises, daß es bald zu spät sein werde, empfand ich mit wollüstiger Freude. Mehr, mehr! leuchtete mein Herz und tiefer grub ich meine Krallen.

Ja mehr! Auch der Allmächtige, welcher Erden und Sonnen die Bahn vorschreibt, stellte sich durch den Mund seines Dieners auf die Seite der Ungetreuen. Und selbst auf ihre Nachkommenschaft unterzeichnete er die Anweisung. Nachkommenschaft! Es war köstlich! Dem Amen folgte ein innerlich von mir geklatschtes, höhnisch donnerndes Bravo!

Mein Platz befand sich angesichts eines Bildes — der Madonna mit dem Kinde. Es hatte einige Züge mit der Anna gemein. Wenn ich die Kirche besuchte, so hatte die Madonna hieran größeren Antheil, als das Bedürfnis, mich religiös zu erbauen. Jetzt zeigte es einen kalten, höhnischen Zug und einen feindseligen Blick.

In der Kirche hatte ich nichts mehr zu thun. Ich achtete des von mir verursachten Befremdens nicht, erhob mich und verließ die Kirche.

Und ich ging zum Dorfe hinaus auf die Heide.

Wie viele Seelen besitzt der Mensch wohl? Als ich die Dorfstraße entlang gieng, dachte ich daran, daß der Weg gebessert werden müsse, daß es jetzt eile, die letzte Buchweizenfaat zu bestellen, daß der Pastor einen Höcker auf der Nase habe und eigentlich ein häßlicher Mann sei, daß Kaiser Napoleon nichts tauge, daß ich sehr hungrig sei, daß Lammfleisch mit Kohl vorzüglich schmecke. Daneben den Gedanken, daß noch niemals ein Mensch so unglücklich gewesen sei wie ich, und daß ich mich von rechtswegen erschießen sollte.

Die Gedanken trieben in mir allerlei Unfug, sie schossen Purzelbäume, blickten sich verwundert an, brachen in Weinen aus und erstickten endlich in beständigem Gelächter.

Und die wahnwitzigen Gedanken rissen mich zu auffälligem Gebahren hin.

Bald fühlte ich meine Augen übergehen und fuhr mit meinem Rockärmel über mein Gesicht. Dann kicherte ich leise in mich hinein. Und als ich auf der Heide stand, kam es mir unlogisch und widersinnig vor, mich wegen einer Sache zu grämen, die kein Gram ändere, und ein Mädchen besitzen zu wollen, das einen andern vorziehe. Die Holm'sche Logik erwachte, und die Einzige — die Anna — wurde zu einem Mädchen, wie alle Anderen. Sie verwandelte sich in eine commensurable Größe.

Als ich auf der Heide stand, zwischen Neudorf und Huldorf bei meinen Fichten, dem Regenschirm und dem Künstlerhaar auf dem Lupinenfeld, nahm die Erde ihre Achsendrehung und Bewegung wieder auf. Erst langsam, jankend und seufzend, als wäre die Achse eingeroftet, dann schnell und schneller, wie jemand der viel veräumt hat. Und ich stand auf der drehenden, fliegenden Erde zwischen Neudorf und Huldorf auf der Heide, kreiste mit ihr um die Sonne und die Sonne durchslog mit uns und allen Trabanten den unendlichen ewigen Raum. Und auf der Sonne thronte Gottvater, lächelte und nickte mir zu.

Als ich aus meinen Träumen erwachte, hatte ich mich wiedergefunden. Im Regen und Wind. Der Sturm knackte in Fichten und Föhren, rauschte im niedrigen Eichengestrüpp. Mir

warf er den Gesicht der Wolken ins Antlitz — so war es mir recht — und verhüllte die Ortschaften rings umher.

Die Wohnungen der Menschen versanken!

O, köstliche Einsamkeit! Ich war allein mit der Natur!

* * *

Soeben, liebes Weibchen, fahren wir ins Dorf. Das Vaterhaus grüßt mich mit dem ernstesten Holm'schen Antlitz. Vor seinem Eingang unter den Ulmen finden wir die Lieben, uns zu empfangen.

Aber noch einmal wende den Blick zur braunen einsamen Heide. Meine Fichten versinken — Du siehst nur ihre buschigen Kronen!

Diese Kronen! Ellenlange Straßpredigten rauschten sie mir. Das Künstlerhaar unternahm es mir die Herrlichkeit der Welt zu preisen und das Glück, das die Wissenschaft den Jüngern gewährt. Sein Kamerad der Regenschirm — nahm mich grimmig ins Gebet, so grimmig, daß seine Rippen knackten. Zu viel Zeit schon hätte ich verträumt in kindischer Art, in kindischer Liebe. Sein Weckruf drang mit Allgewalt in meine Seele. Ja wohl! es war hohe Zeit zum Schaffen und zum Wirken!



Die Moderne.

Von Hermann Wahr (Madrid).

Und ich wanderte durch die sandige Ebene des Nordens. Und ich klonn nach dem ewigen Eise der Alpen. Und aus der großen Stadt floh ich in die Wüste pyrenäischer Schneefelder und ich irrte am Meere, wo sich die Flut häumt. Und überall war nur Klage und Noth, schrill und herzzerreißend. Und nirgends war weder Trost noch Rath, hoffnungslos.

In die Bücher hin ich getaucht, was die Weisen verkündigen, und an den Herzen habe ich gehorcht, was die Sehnsucht schlägt. Ueberall habe ich gefragt, mit dieser lebenden, hungrigen Begierde. Und nirgends war Antwort.

Es geht eine wilde Pein durch diese Zeit und der Schmerz ist nicht mehr erträglich. Der Schrei nach dem Heiland ist gemein und Gekreuzigte sind überall. Ist es das große Sterben das über die Welt gekommen?

Es kann sein, daß wir am Ende sind, am Tode der erschöpften Menschheit, und das sind nur die letzten Krämpfe. Es kann sein, daß wir am Anfange sind, an der Geburt einer neuen Menschheit, und das sind nur die Lawinen des Frühlings. Wir steigen ins Göttliche oder wir stürzen, stürzen in Nacht und Vernichtung — aber Bleiben ist keines.

Daß aus dem Leide das Heil kommen wird und die Gnade aus der Verzweiflung, daß es tagen wird nach dieser entsetzlichen Finsternis und daß die Kunst einkehren wird bei den Menschen — an diese Auferstehung, glorreich und selig, das ist der Glaube der Moderne.

Ja, es ist ein Glaube, ein demüthiger, unversicherter Glaube, ohne Wirkkraft.

Man kann sagen: es ist das Ende. Morgen bricht die Welt. Lasset uns genießen, in Rausch und Wollust, vor der Sintflut!

Ja, wir sind wehrlos in unserer einfältigen Sehnsucht gegen den Witz der Klugen.

Wir haben keinen Beweis und keine Botschaft als nur das Versprechen des Gottes in unserer Brust. Wen er ausgewählt hat, der ist mit uns. Die Feinde können wir nur mit-leidig tödten.

Wir haben keine andere Wissenschaft als daß kein Leben ist außer dem Glauben. Wir gehorchen ihm aus Troß gegen den Mord. Wir machen diese sehr einfache Probe: wenn wir

den Hahn nicht zu senken und die Pflote nicht zu leeren vermögen, trotz alledem, dann muß die Wahrheit sein in ihm.

Die Moderne ist nur in unserem Wunsche und sie ist draußen überall, außer uns. Sie ist nicht in unserem Geiste. Sondern das ist die Dual und die Krankheit des Jahrhunderts, die fieberische und schraubende, daß das Leben dem Geiste entronnen ist. Das Leben hat sich gewandelt, bis in den letzten Grund, und wandelt sich immer noch aufs neue, alle Tage, rastlos und unstät. Aber der Geist blieb alt und starr und regte sich nicht und bewegte sich nicht und nun leidet er hilflos, weil er einsam ist und verlassen vom Leben.

Darum haben wir die Einheit verloren und sind in die Lüge gerathen. In uns wuchert die Vergangenheit noch immer und um uns wächst die Zukunft. Da kann kein Friede sein, sondern nur Haß und Zwietracht, feindselig und voll Gewaltthat.

Der Körper sehnet wider den Geist, der Körper der neuen Gesellschaft seit hundert Jahren. Er hat Triebe gezeugt und Wünsche, unbekannt zuvor und unverständlich noch heute, weil der Geist gering blieb, geduckt und krüppelig. Es ist nicht der neue Leib, der uns schmerzt, sondern daß wir seinen Geist noch nicht haben.

Wir wollen wahr werden. Wir wollen gehorchen dem äußeren Gebote und der inneren Sehnsucht. Wir wollen werden, was unsere Umwelt geworden. Wir wollen die faule Vergangenheit von uns abschütteln, die, lange verblüht, unsere Seele in fahlem Laube erstickt. Gegenwart wollen wir sein.

Die Vergangenheit war groß, oft lieblich. Wir wollen ihr feierliche Grabreden halten. Aber wenn der König bestattet ist, dann lebe der andere König!

Wir wollen die Fenster weit öffnen, daß die Sonne zu uns komme, die blühende Sonne des jungen Mai. Wir wollen alle Sinne und Nerven aufthun, gierig, und lauschen und lauschen. Und mit Jubel und Ehrfurcht wollen wir das Licht grüßen, das zur Herrschaft einzieht in die ausgeräumten Hallen.

Es ist nicht wahr, daß es große Thaten braucht und einen gewaltigen Messias. Es braucht nur schlichte und einfältige Liebe zur Wahrheit. Nur der hochmüthige Stolz werde gestätet, der mit Verstand den Sinnen widerstehen will.

Draußen, in dem Gewordenen von heute ist die Erlösung. Innen, in dem Ueberlieferten von gestern, ist der Fluch. Wir wollen wallfahrten aus der engen, dumpfen Klausel nach den hellen, weiten Höhen, wo die Vögel singen, Pilgrime der Sinne.

Ja, nur den Sinnen wollen wir uns vertrauen, was sie verkündigen und befehlen. Sie sind die Boten von draußen, wo in der Wahrheit das Glück ist. Ihnen wollen wir dienen.

Jeden Wunsch, in dem sie sich leise regen, wollen wir verzeichnen. Jede Antwort, die sie der Welt geben auf jedes Ereignis, wollen wir lernen. Jeden Ton wollen wir behalten.

Bis der neue Geist wird, in welchem der alte vernichtet und nur die Wirklichkeit ist. Bis dieser fremde Leib, dieser ungeheure Riesenleib, der da draußen ächzt und stöhnt, seine Seele in uns geformt, ungeheuer und unermesslich, ins gigantische gleich ihm. Bis die Lüge in uns, das Anderssein, anders als der Dampf und das Elektrische, erwürgt ist.

Wir haben nichts als das Außen zum Innen zu machen, daß wir nicht länger Fremdlinge sind, sondern Eigenthum erwerben. Aber wir müssen uns reinigen zuvor, für die künftige Einwanderung, reinigen von den Thranen. Es darf keine alte Meinung in uns bleiben, kein Betrug der Schule, kein Gerücht, das nicht Gefühl ist. Es muß ausgeholt werden, daß der Morgenwind der Freiheit durchstreichen kann, der die Saat her weht. Die Art muß mörderisch übers Gestrüpp.

Dieses ist die große Sorge, die Noth thut, daß wir uns den Trümmerschutt der Ueberlieferung aus der Seele schaffen und rastlos den Geist aufwühlen, mit grimmen Streichen, bis alle Spur der Vergangenheit vertilgt ist. Leer müssen wir werden, leer von aller Lehre, von allem Glauben, von aller Wissenschaft der Väter, ganz leer. Dann können wir uns füllen.

Aber der Segen, der uns erfüllen wird, kommt von außen, ein Geschenk des Lebens. Wir brauchen uns nur zu öffnen. Wenn wir ihm nur unseren Schooß in liebender Hingebung gewähren, dann keimt die Frucht.

Wir sollen nicht ringen und leiden in's Unmögliche. Demüthig sollen wir uns bescheiden mit der Wahrheit neben uns. Sie ist da, draußen; wir wollen sie einführen in die Seele -- der Einzug des auswärtigen Lebens in den inneren Geist, das ist die neue Kunst.

Aber dreifach ist die Wahrheit, dreifach das Leben, und dreifach darum ist der Beruf der neuen Kunst. Eine Wahrheit ist der Körper, eine Wahrheit in den Gefühlen, eine Wahrheit in den Gedanken. Die Körper wollen wir schauen, die einzelnen und die ganzen, in denen die Menschheit lebt, wollen forschen, welchen Gesetzen sie gehorchen, welche Schicksale sie erfahren, von welchen Geburten, nach welchen Toden sie wandern, wollen es aufzeichnen, wie es ist. Die Gefühle wollen wir suchen, in unserer Brust und in den fremden, welche nur irgendwo seufzen, träumen oder schrauben, wollen sie in Retorten setzen, in Dampf gehißt und wieder erkaltet, mit anderen gebunden und vermischt, in ihre Gase zerlockt, wollen es anmerken, wie sie sind. Und wenn dann die Zeichen und Marken in den Gehirnen wandeln, sich begegnen und umarmen, zu Reihen gesellen und in Reigen verschlingen, wenn die in die Seelen getretene Wahrheit sich ins Seelische verwandelt, die seelischen Sprachen annimmt und deutliche Symbole schafft, wenn endlich alles Außen ganz Innen geworden und dieser neue Mensch ein vollkommenes Gleichnis der neuen Natur ist, wieder ein Ebenbild der Gottheit nach so langer Entstellung, diesen neuen Geist wollen wir dann aussagen, was er für Meinungen und Befehle hat.

Wir haben keine großen Worte und Wunder sind uns versagt. Wir können kein Himmelreich versprechen. Wir wollen nur, daß das Lügen aufhöre, das tägliche Lügen, in den Schulen, von den Kanzeln, auf den Thronen, welches häßlich und schlecht ist.

Wir haben kein anders Gesetz als die Wahrheit, wie jeder sie empfindet. Der dienen wir. Wir können nichts dafür, wenn sie rauh und gewaltthätig ist und oft höhnißch und grausam. Wir sind ihr nur gehorsam, was sie verlange. Manchmal verwundert es uns selbst und schreckt uns, wir können uns aber nicht helfen.

Dieses wird die neue Kunst sein, welches wir so schaffen. Und es wird die neue Religion sein. Denn Kunst, Wissenschaft und Religion sind dasselbe. Es ist immer nur die Zeit, jedesmal in einen anderen Teig geknetet.

Vielleicht betrügen wir uns. Vielleicht ist es nur Wahn, daß die Zeit sich erneut hat. Vielleicht ist es nur der letzte Krampf, das überall stöhnende, der letzte Krampf vor Erstarrung in das Nichts.

Aber wenigstens wäre es ein frommer Betrug, weil er das Sterben leicht macht. Oder ist es die Völlerei, die wir wählen sollen, und die Unzucht, zur Betäubung?



Pariser Nachtgespräch.

Von Karl Maria Feldt (Wien).

Die Nacht schleicht durch die Straßen von Paris,
Und um die Dächer pfeift der laue Süd
Und achtet nicht des nimmermilden Volkes,
Das plaudernd, singend auf und niederwogt,
Das hier vor glänzend hellen Läden staunt
Und dort sich's göttlich thut an runden Tischchen
Bei Crème und Eis, Gil Blas und figaro. —
Ihm fällt ein wichtig Amt heut' zu, und wohl
Es zu bestellen, ist sein ganzer Stolz.
Zwei hohe Herren führen ernste Zwiegespräch'
Und spitzig sind die Worte, so sie wechseln.

Da gilt's die Reden hin- und widertragen,
Und was im Törne derb hervorgestoßen,
Mit leisem Schwingenschlage sanft zu mildern. — —

Gar prozig dreißt die plumphen Beine spreizend,
Gehabt der Bittel sich als eitoyen
Und blinzelt höhnißch auf den kalten Louvre:
„Was macht der Roy? hat er bald ausgeschlafen?
Sibt er von Gottes Gnaden frohe Feste,
Und läßt er wohl aus ganz besond'rer Güte
Das Volk den Bratenstast vom Teller lecken? — —

Die Zeit ist um, — die Lilien sind verwelt,
 Und keines Bürgers Herz sehnt sie zurück,
 Dafs sie mit ihrem Dufte die Lüfte schwängern
 Und doch verkommen lassen Staat und Volk! —
 Was heute Herrschaft lübt, ist nur die Arbeit;
 Sie drückt dem Aermsten auf's gebeugte Haupt
 Die gold'ne Krone, hängt ihm segnend
 Den stolzen Purpur um die starken Schultern
 Und bietet ihm ihr unbeflegbar Scepter.
 Die Arbeit ist's, die Bräuer schafft im Staate,
 Die Ehre zollt, wem Ehre auch gebührt,
 Und die den Mann um des Verdienstes willen
 Zur Höhe trägt, — nach Rang nicht, noch Geburt! —
 Wech' sie doch auf, die dir so theuer waren,
 Die Louis', die Charles', Henri's und François'
 Und frag' sie, welcher Meinung sie gewesen;
 Ob sie des Volkes halber herrschten oder
 Ob dieses Iretwegen nur gelebt? —
 Und frag', ob Einer dieser Gottgefalben,
 Das Glück, den Frieden Tausender zu stören
 Gezögert hat, wenn's die maitresse befahl!" —

„Pardon, monsieur!“ läst plötzlich mit Grandezza
 Der stolze Louvre also sich vernehmen,
 „Pardon, euch ist's gefällig, dunkle Seiten
 Aus meiner Könige Leben zu citieren;
 Doch ihr vergeßt darob, was Großes sie
 Gethan, und was gelungen nie dem Staate,
 Den ihr vertheidigt mit beredten Worten. —
 Hat Frankreich größer Anseh'n je bejessen,
 Als da Bourbon's Gestirn es überstrahlte,
 Da Henri Quatre seines Volkes Vater
 Und erster Kämpfer war für Recht und Sitte?!
 Vergessen sie die Thaten Franz des Ersten,
 Des ritterlichsten Königs stolze Herrschaft?
 Ist ihnen Nichts der prunkgewöhnte Louis,
 Der vierzehnte in jener edlen Reihe,
 Die dieses Namens Frankreich je beherrschten? —
 Ich brauche nicht der Todten Majestät
 Aus ihrer stillen Gruft emporzuschleichen,
 Ich frage all die Schöpfer, reichen Bauten,
 Die weiten Gärten, die das Land verschönern,
 Ich frage all die Werke hoher Kunst,
 Die ich nun selbst entzückten Augen weise,
 Und was Corneille, Racine und was Molière
 In hehrem Wort Anstrebliches erschufen! —
 Voilà, monsieur, dies sind die Zeugnisse,
 Die ihren Klagen ich entgegenhalte! —

Doch sie, — sie selbst vergaßen Manches freilich,
 Das Ihrem Bürgerstaat nicht Ehre bringt,
 Und übersahen ganz das Alles feil
 In ihrem Staat, das schale Protection,
 Parteiwirtschaft!"

„Parbleu!“ so postert wieder
 Der Eifel d'rein und reißt sich in den Sparren,
 Dafs es erschrecklich klirrt und kracht, „Du magst
 Für dich behalten deine Stänkereien! —
 Verklünder du, zur Noth nur noch gelitten
 Im bürgerlichen blühenden Paris!“ —

„Im kaiserlichen — würde besser lauten!“
 Cönt's dumpf darein vom Invalidentom, —
 Und beide, die noch eben heftig stritten,
 Vereinen sich zu bit'rer Ironie:
 „Auch du sprichst mit? Du alter Invalide?
 Und drohst uns gar mit deinem morschen Krückstock?!"

„Mit nichten invalid, messieurs, mit nichten!
 Hab' weidlich mich ergötzt an eurem Streite,
 Der beiderseits auf schönen Worten stelzt
 Und prunkt und proßt mit ausgefuchten Phrasen,
 Die keinen Pfifferling mehr wert! — Ma foi!
 In Frankreich herrschte doch nur Einer voll
 Und ganz, und Einer nur hat es verstanden,
 In's Herz zu propfen uns das rechte Reis! —
 La gloire! — Hélas, den Franzmann laßt mich sehen,
 Dem nicht das Herz bei diesem Worte pochte,
 Dem nicht das Aug' bei diesem Worte flammte,
 Dem nicht die Hand bei diesem Worte zuckte! —
 Was Roy! was république und président! —
 L'empire! Das ist die heil'ge Some Frankreichs,
 Ihr mögt dagegen sagen, was ihr wollt! — — —
 Doch jetzt — pardon, messieurs — laßt euch nicht stören;
 Und zankt euch weiter! — Mich soll's nicht verdrießen,
 Doch nicht zu laut, wenn ich euch bitten darf, —
 Dafs meinen großen Schläfer ihr nicht weckt; —
 Denn höbe dieser nur ein einzig Lid
 Und träfe euch sein kühner Adlerblick, —
 Was wäret ihr — vor meinem großen Kaiser!“ —

Und wieder will der Süd zum Eifel schwirren,
 Um neue Antwort dienstbereit zu holen; —
 Da schwingt ein Lied sich hoch auf seine Flügel,
 Das eine Schar von Trunk'nen in den Straßen
 Mit heifren Kehlen singt: „Vive Boulanger!“ —
 Und kichernd schweigen Eifel, Dom und Louvre.

M. G. Conrad.

Stizze von N. G. u. Suttner (Schloß Harmannsdorf).

Es ist heutzutage der Lesewelt willkommen, über einen Autor, den sie lieb gewonnen,
 Näheres zu erfahren, ihn in Bild und auch in solchem Worte kennen zu lernen,
 Wo er sich gleichsam als Gast an den Kamin setzt und einiges aus seinem Leben
 Mittheilt. In früheren Zeiten herrschte keine solche Intimität zwischen Dichter und
 Leser; erst nach dem Tode des Ersteren drangen einzelne Anekdoten, einzelne
 Lebensepisoden in die Oeffentlichkeit, bis schließlich das Ganze in eine Art Kultus überging,
 Der oft einigermassen an Uebertreibung und Fanatismus streift, wie das beispielsweise bei Goethe der Fall ist.

Zimmerhin ist es dem Schriftsteller ein wohlthunendes Bewußtsein, mit der Lesewelt, wie
 es gegenwärtig der Fall ist, in näherer Berührung zu stehen und zu wissen, daß er unter der-
 selben Freunde besitzt, die sich nicht allein für sein Schaffen, sondern auch für seine Person, für
 sein bürgerliches Dasein interessieren, und das Publikum wieder weiß es jenen Blättern Dank,
 die ihm seine Wünsche in dieser Beziehung erfüllen.

Wir von der Feder gehören nun einmal der Oeffentlichkeit an und müssen es uns gefallen
 lassen, wenn man uns in Portrait und Lebensbild in dieselbe zieht, allein gleichzeitig wollen
 wir doch einen Rest vom Nimbus gewahrt wissen, mit dem die Kunst jeder Form und Art
 ihre Jünger umgiebt, — und darum liebt es nicht ein Jeder, so ohneweiters auf die Schau-
 bühne geschleppt und dort einen p. t. Publicum in allen Einzelheiten vorgeführt zu werden.
 Ich sage: nicht ein Jeder, — denn so Mancher wieder kennt keine größere Wonne, als seine
 Person in die Oeffentlichkeit zu bringen, sein Bild in allen Schaufenstern auszustellen, den Leuten
 mitzutheilen oder mittheilen zu lassen, wie er sich kleidet, was er isst, wie es mit seiner Ge-
 sundheit beschaffen ist, was er denkt, wenn er das Bett verläßt und wie er seinen Tag verbringt
 bis zur Stunde, wo er wieder seinen Bettvorhang vorzieht, — und selbst da noch — — —!

Nein, Conrad ist keiner von den Letzteren, im Gegentheil. Ich bin mit ihm eng befreundet,
 insoferne, als ich ihm aufrichtige Sympathie und warme Gefühle der Zuneigung entgegen bringe,
 aber es ist Keinem von uns eingefallen, dem Anderen seinen Lebenslauf vom Tage der Geburt
 an zu erzählen, gewisse Einzelheiten, böse Erlebnisse, — vielleicht auch Streiche, die wir lieber
 ungeschehen machten, mitzutheilen, wozu auch? Eine volle Herzensbeichte anzuhören, ist nur ein
 einziger Freund auf der Welt würdig, — jener nämlich, der mit uns durch Jahre Freud und
 Leid getheilt, mit dem wir Eins bilden, der Alles wissen soll, darf und — zu wissen versteht,
 . . . und das ist die Lebensgefährtin, wenn uns eben das seltene Glück zutheil geworden ist, eine
 solche zu finden, mit der wir in jeder Beziehung im Einklang leben.

Ich mag mir also nicht an, Conrad durch und durch zu kennen, ihn gewissermaßen in
 jener Schublade zu haben, wo die Charaktere zur Verarbeitung bereit liegen, die mir ein Zufall
 nahe genug unter die Lupe gebracht hat, um sie in ihren Fasern zu studieren. Unsere Bekann-
 schaft reicht allerdings schon auf eine ansehnliche Anzahl von Jahren zurück, wir correspondierten,
 wir sahen uns in der Folge einige Male und beim ersten Male schon fühlte ich mich gedrängt,
 zu sagen: „Seien wir Freunde.“ Er ist ein lieber, ein guter, ein rechtschaffener Mann, — dies
 meine Ueberzeugung; daß wir nicht in allem übereinstimmen, thut unserem gemüthlichen Verkehr
 keinen Abbruch, — denn in den Hauptfragen sind wir so ziemlich einig, und schließlich führen
 ja in der Regel verschiedene Pfade zu der Bergspitze, die man erklimmen will; wer den besseren
 und kürzeren Weg gewählt hat, kommt eben zuerst an und wartet dann sicherlich, um dem Anderen
 die Hand zu bieten.

Conrad's Heimat ist das Frankenland; 1846 geboren, stammt er aus einer Bauernfamilie
 und ist im vollsten Sinne des Wortes ein self-made-man, einer von jenen, die unserer beson-
 deren Achtung wert sind, weil sie Alles ihrer eigenen Kraft verdanken und weil es ihnen keine
 Schande dünkt, offen zu sagen, daß sie Kinder der Scholle seien.

Er studierte mit Auszeichnung, — weniger aus persönlicher Freude am Nehmen der
 Hindernisse, die uns der alte Schulzopf in den Weg stellt, als aus dem Grunde, um den heiß-
 geliebten Eltern Freude zu bereiten. Gesehener haben ihn diese Classenerfolge um kein Haar
 gemacht; sein eigentliches Wissen hat er sich ohne Gymnasiumstrichter, denke ich, angeeignet, und
 er mag wohl auch viel Zeit daran verloren haben, einiges von dem vielen Ueberflüssigen wieder
 zu vergessen, das man ihm in seiner Jugend eingebilffelt hat.

Er meint, daß ihm auch seine Reisen in England, Frankreich, Italien, Portugal, Spanien
 wenig Nutzen gebracht hätten. Das glaube ich aber nicht; ich halte das Reisen für eine unschät-
 zbare Geist- und Herzerfrischung, die erst in der Folge ihre wohlthätige Wirkung ausübt, ohne
 daß man sich's oft recht bewußt ist. Der Andrang der ersten Eindrücke ist ein zu großer, um
 dieselben sogleich sichten, ordnen und unter ihre bestimmten Rubriken bringen zu können, aber

dann, — oft spät, sehr spät, — wenn man wieder in aller Ruhe zuhause sitzt, dann ziehen un-
pöblich die Augenblicksbilder an Einem vorüber; — die lachende Sonne Italiens, der diamant-
funkelnde Nachthimmel des Orients, die lärmenden, bewegten Straßenscenen der Seine-Stadt,
Gestalten, die man weiß Gott wo gesehen, Eindrücke, man weiß nicht wo und wann empfangen,
... all das lebt wieder auf und all das beherrscht Einen mehr, als man glaubt und begreift.

Conrad hat in seinem Leben viel durchzumachen gehabt; die trüben Einzelheiten kenne ich
nicht, denn er ist eine jener Naturen, die ihren Rücken stark genug fühlen, um ihre Last allein
zu tragen, — und wenn ich auch Näheres wüßte, so hielte ich es für überflüssig, diese seine
persönlichen Angelegenheiten preiszugeben. Aber daß er kämpfen, leiden und entbehren gemüßt,
ist gewiß; das weiß ich aus Erfahrung, denn das ist das Los eines Jeden, der sich die Freiheit
nimmt, seine eigenen Wege zu wandeln, sich vor Niemandem zu beugen und Niemanden zu
fürchten, als jenen Richter in uns selbst, der das Rechte vom Unrechten auch ohne Hilfe fremder
Weisheit oder Autorität zu unterscheiden weiß.

Viel Feind — viel Ehr! lautet der Spruch. Ein Kämpfer für die Wahrheit, ein Be-
kämpfer der Lüge, des Scheines, wie Conrad einer ist, dürfte wohl eine stattliche Anzahl von
Feinden zählen, aber das macht ihm kein Haar in seiner beneidenswerten Mähne ergrauen. Als
Freimaurer ist er streng und unerbittlich gegen die vielen veralteten und unzeitgemäßen Gebräuche
zu Felde gezogen, an welchen in vielen Logen mit starrem Conservatismus festgehalten wird; es
war und ist seine Meinung, daß der Name Freimaurer die Verpflichtung in sich schließt, das
Banner der Freiheit voranzutragen, den Errungenschaften der Neuzeit die Thore zu öffnen, —
und weil das seine Meinung war, so sprach er sie offen aus; es scheint, daß ihm seine Frei-
müthigkeit übel gelohnt wurde, und das ist bedauerlich.

In gewisser Hinsicht ist er übrigens durchaus kein Stürmer, und da fehlt mir eben der
Mittelring, der mir den richtigen Verband für die Kettenglieder seiner Denkweise gäbe: Aus
allen seinen älteren Schriften erstrahlt der Drang nach Freiheit, Gleichheit,
Brüderlichkeit hervor, — in neueren aber wieder eine befremdende Gutheißung der Gewaltpolitik,
ein zustimmendes Kopfnicken zur Devise: „Blut und Eisen!“ Wie soll ich da seine „Flammen
für freie Geister,“ so hell, so glänzend leuchtende Fackeln, mit diesem trostlosen Nackenbeugen vor
der Gewalt zusammenreimen?

Wohl geht aus so manchen seiner Schriften eine gründliche Verachtung der Durchschnitts-
menschheit hervor, er mag auch an Vielen persönliche Erfahrungen gemacht haben, die in ihm
einen aufkeimenden Pessimismus durchbrechen ließen, die ihm die Ansicht aufdrängten, daß auf
eine Perfectibilität des Menschengeschlechtes nicht zu hoffen und daß dasselbe daher unter der
Zuchtrüthe zu halten sei. Allerdings, wer in nächster Nähe Umschau hält und scharf ausblickt,
dem muß so manch entmutigender Gedanken aufsteigen, und der muß sich oft fragen: „Lohnt
es die Mühe, für Solche gegen die Wand rennen zu wollen?“ Aber wir sehen die Bäume
nicht wachsen, auch wenn wir darob ungeduldig und verdrießlich würden, — und sie wachsen
doch; wir sehen nicht die niederen organischen Wesen sich zu höheren entwickeln, und finden
doch diese Entwicklung durch Vergleich der fossilen Organismen mit denen der Gegenwart, . . .
und wenn wir die Menschheit von einst und jetzt vergleichen, so hält der Pessimismus diesem
Vergleiche nicht stand. Uns muß es genügen, unser Werk ist vollbracht, wenn wir zur Ver-
edlung eines einzigen Stämmchens beigetragen haben, — die Fortsetzung müssen wir getrost den
Eintagswespen überlassen, die uns ablösen und von anderen abgelöst werden im Laufe der
Jahretausende.

Als Schriftsteller hat sich Conrad große Verdienste erworben. Er war der Bahnbrecher für
die neue Richtung, für den Realismus, der bereits in Frankreich, Dank der Fähigkeit Flauberts
und Zolas, seinen siegreichen Einzug gehalten und sich von da rasch über den Rest der euro-
päischen Literaturländer verbreitet hatte. Gerade da bewies Conrad viel Selbstverleugnung und
Opfermuth, denn er kannte seine Landsleute gut genug, um zu wissen, daß sie nicht so leicht sich
auf den Bruch mit dem Althergebrachten einlassen würden. Mit der Richtung, die er einschlug,

verschloß er sich selbst die Redactionsthüren aller Familienblätter und sogar der politischen
Journale, er erklärte der höheren Tochter und deren eifersüchtig wachenden Mutter, — also dem
eigentlichen Lesercontingente — die Fehde, er mußte sich entschließen, um der guten Sache
willen umsonst zu arbeiten, seine ganze Schaffungskraft hinzugeben, um keinen anderen Ertrag
dafür zu ernten, als Zeter- und Mordgeschrei.

Aber er schritt unerschütterlich seinen Weg weiter; er kämpfte mutzig für die Ueberzeugung
fort, daß das, was er that, gut sei, daß sein Vaterland mit dem Nachbarn auch in der Lite-
ratur gleichen Schritt halten müsse, wenn es in dieser Beziehung nicht auf die letzte Rangstufe
zurückgedrängt werden sollte. Um das offen heraus sagen zu können, was er auf dem Herzen
trug, um seinen Gesinnungsgenossen eine Absatzquelle für ihre Erzeugnisse zu verschaffen, sah er
sich gezwungen, „Die Gesellschaft“ zu gründen, und er scheute kein Opfer, um dieses Blatt im
Schwimmen zu erhalten — aber in Deutschland finden sich heutzutage keine Mäcene, die sich für
Literatur soweit interessiren, daß sie ihr zuliebe die Schwur am Geldbeutel lockern. Er mußte
schließlich den Verlag „Der Gesellschaft“ aufgeben — und es will mir scheinen, daß er sich auch
damit eines Theils seiner Freiheit begeben hat.

Er war auch meines Wissens der Erste, oder zum mindesten einer der Ersten, der für
Meister Ibsen in die Schranken trat, der Deutschland verkündete, welch gewaltiger Riese da im
Norden auferstanden war, um mit dem vielen verrotteten Zeug, das in den Hallen der Kunst
aufgestapelt lag, aufzuräumen.

Conrads Art war es nie, seine Person, der Sache, für die er rang und stritt, vorzu-
drängen. Er schrieb es nicht in die Welt hinaus, daß er der Erste war, der den Freiheitsfunken
in der Literatur angezündet und zum Brennen gebracht hatte, er gab sich niemals als Prophet,
als Führer, dem sich die Nachseherer als Gefolgschaft anzuschließen hätten, sondern er hieß jeden
Gleichstrebenden als Kameraden willkommen und jeder Erfolg, den dieser zu verzeichnen hatte,
freute ihn wie ein eigener. Umsonst ist es Pflicht seiner Gesinnungsgenossen, ihm die Ehren-
stelle des Führers einzuräumen, seine Verdienste so zu würdigen, wie es die Gerechtigkeit gebietet,
und aus diesem Grunde auch eröffnet die „Moderne Dichtung“ den Reigen mit seinem Bilde.

Aber auch als schaffende Kraft hat er vollen Anspruch auf Anerkennung, denn er wußte
mit großer Feinfühligkeit die Schwierigkeiten zu heben, welche unsere Sprache der neuen Richtung
entgegenstellt. Zola hat mit „La terre“ seine Muttersprache auf eine harte Probe gestellt, —
aber er konnte die Probe wagen, weil das Französische in seinen rohesten Ausdrücken noch immer
gemäßigt erscheint neben dem Deutsch unserer niederen Classen. Das fühlte Conrad sehr gut und
er vermied es daher, dort auf allzu naturalistische Details einzugehen, wo er nothwendig hätte
brutal und gemein werden müssen. Er wußte sich weise Mäßigung aufzuerlegen, und es ist
daher sehr ungerecht, wenn man von allzu zimperlicher Seite von deutscher „Düngerhausen-
Literatur“ spricht. Wenn einzelne Jünger im ersten Fenerreifer Mißbrauch trieben und oft (ganz
überflüssigerweise) gar zu naturalistisch vorgiengen, so ist das nicht Conrads Schuld; seine Bücher
können von jeder vernünftigen Frau gelesen werden, ohne daß sie eine Beleidigung ihrer
ästhetischen Gefühle zu befürchten braucht. Es ist sehr unehrlich von seiten der gegnerischen Kritik,
wenn sie die Behauptung aufstellt, der moderne Realismus sei aller Poesie und aller Moral bar,
und es ist sehr leichtgläubig von seiten des Lesers, wenn er sich durch solche unrichtige Darstellungen
von der Lectüre eines solchen Buches abschrecken läßt.

Conrads „Todtentanz der Liebe“ z. B. enthält sowohl Poesie wie auch Moral, — von
beiden ebensoviel als das Leben selbst bietet, — und mehr dazu zu thun ist der Dichter nicht
verpflichtet.

Von sehr bedeutendem Werte sind auch seine philosophischen Schriften, in welchen sich eine
Fülle von gefunden, beherzigenswerten Gedanken findet und deren Schreibweise eine so durchaus
schlichte und klare ist, daß jeder zum Denken veranlagte Leser ein wirkliches Vergnügen an der
Lectüre finden wird.

Ueber seine schriftstellerischen Leistungen der Gegenwart zu sprechen, überlasse ich einer mehr berufenen Feder. In Bezug auf ältere Werke will ich nur noch bemerken, daß ich in seiner novellistischen Erstlingsarbeit „Lutetias Töchter“ zum Theil den Einfluß französischer Meister herauszufühlen glaube, daß somit sein Aufenthalt in Frankreich nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben sein dürfte. Ebenso spiegelt sich in seinen italienischen Skizzen, sowie in den Romancapiteln, die über Italien handeln, der fröhliche, leichtlebige, sonnengetauchte Süden wieder; er sprudelt da von Geist, von guter Laune, von Witz — man sieht, wie er unter der lauten wohlthunenden Seebrise aufathmet, wie erleichtert sich seine Brust hebt und wie er mit einem Jauchzer alle trüben, sorgenvollen Gedanken von sich schüttelt.

In München hingegen, da macht Einem das dicke, träge Bier, um das sich die meisten Interessen drehen, schwer, dumpf, — rabiast, zumal wenn hinter den Scheiben ein grauer Himmel hereintrotzt und große Flocken in der Luft schweben. Da setzt man sich griesgrämig an seinen Stammtisch, beobachtet finster die anderen Stammgessenen, hört so viele, ach so viele hohle Reden, die in der Absicht, tief weise zu sein, hinter den steinernen Krügen der Nachbartische hervorkallen, daß Einem in der That übel und ärgerlich zu Muth werden kann, daß man sich wieder sagt: „Lohnt es sich der Mühe?“ und daß man endlich zornig entscheidet: „Nein! hol diese hierbegeisterten Weisheitskrämer der — Bismarck und möge er einen seiner größten Pickelhauben-Stürze über die ganze Gesellschaft stülpen!“

Ja, du weißt selbst am besten, was dir gut bekäme, mein Ritter Georg! „Am liebsten wäre ich jetzt ein Bauer, der mit seinen eigenen Dächsen seine eigenen Felder pflügt, — draußen in der großen, weiten, freien Himmelsluft, — und am Abend auf der Ofenbank hockt in der großen Stube, mit möglichst großer Familie, und sich den Teufel kümmert um den Urath der Weltgeschichte!“ schreibst du mir.

Das Feld, das du bisher gepflegt, ist ein schönes und wird dir noch reiche Ernte bringen, — und für deinen Pflug sind die Dächsen nicht das rechte Gespann, denn du bist die gestügeltste Kasse gewöhnt, . . . aber daß du Sehnsucht fühlst, hinauszuziehen in die hehre Stille des Landes, daß du mehr Luft verspürst, dich hie und da mit einem Bauersmann in ein Gespräch einzulassen, als mit dem auf Beute lauernenden Stadthämorrhoidarius, daß dein Auge lieber ins weite Grün blickt, als auf die starren Wände der Mietzkaferne, das begreife ich sehr gut.

Mein auch für uns Landleute kommt die Zeit, wo es da heraußen eintönig und öde wird, wo die nackten Aeste gleich Wesen sich zum grauen Himmel emporsträuben, wo alles weit und breit in ein ermüdendes Weiß gehüllt ist, wo von allen Seiten rauhe Stürme an die Fenster rütteln und uns den Rauch ins Zimmer treiben, daß Einem die Augen übergehen. Da ist es wohl mit der Schönheit, mit dem gewissen Wärmegefühl im Herzen auf einige Zeit vorbei, bis wieder die Knospen zu schwellen und zu bersten beginnen. Dann, wenn der erste gelbe Hauch sich über die Gegend legt, dann magst du ja deine Siebensachen packen und dorthin wandern, wohin dich die Sehnsucht lockt. Dann hat auch dein Kamerad Wilfried*) seine Winteraufgabe erledigt und ihr mögt, euren jauchzenden Knaben Erwin voran, hinauszuziehen in die große, herrliche, freie Natur — und wenn du den Menschen um ein gutes Stück weitergerückt bist, dann wirfst du über sie nachsichtiger und freundlicher denken, und du wirfst, wenn dir Neues über ihre Leistungen zu Ohren kommt, sagen müssen: „Es gibt doch viele wackere Meister und Gesellen unter ihnen, — man muß sie eben unter der großen Schar der um Tagelohn arbeitenden Handlanger herausfinden!“

*) Conrads Gattin ist die königliche Hofschauspielerin Ramlo. Als Mitarbeiterin an seinen Theaterstücken zeichnet sie „Wilfried.“



Roth es Blut.

Novellistische Skizze von M. G. Conrad (München).

Von den Feldern wehte es in den alten Park wie ein weites, tiefes Athemholen der Hochsommernatur. Und zwischen Himmel und Erde ein üppiger, berauschernder Ernteduft. Für, der Oberknecht, stach mit wuchtigem Ausholen die Heugabel in einen frischen Maulwurfshügel, schnaufte auf und rieb sich mit dem rauhen Hemdbärmel den Schweiß von der Stirn. Wie sein Auge über die Kleefur schweifte, erblickte er die Baroness Eva am Parksaum, ohne Hut, ohne Schirm im funkelnden Sonnenschein, daß ihr blondes Haar leuchtete. Jetzt lehnte sie sich an einen Buchenstamm und wandte den Kopf seitwärts, durch eine Parklichtung nach dem Wohnhaus spähernd.

„Der nächste Blick gehört mir“, schmunzelte Für, griff wieder nach der Heugabel und arbeitete mit doppelter Energie drauf los. Die Baroness warf sich ins Gras und trillerte wie eine Lerche, lustig und doch so sehnsuchtsvoll, so verlangend.

Das Parkfenster der Herrenwohnung stand offen; die halbe Stube glänzte im freien, flutenden Morgenlicht. Die Kococo-Uhr auf der Commode pimperte neun Schläge. In der Schattenecke am Frühstückstische saß der alte Baron; die Baronin war soeben fort in die Kirche gegangen. Nachdem er eine Weile stumm nach der Thüre geblickt, durch welche seine fromme, gebrechliche „Mte“ verschwunden war, zog er mit einem Fluch ein Zeitungspapier aus der Tasche, entfaltete es hastig und breitete es auf dem Tische aus. Es war die letzte Sonntagsnummer der „Kreuzzeitung“, die ihm eine unbekannt Hand aus der Stadt geschickt. Die gelbliche Runzelhaut spannte sich mit tiefen Falten über die harten Gesichtsknochen, die grauen, vom rothgeränderten Lid halbbedeckten Augen stierten auf eine blau angestrichene Stelle des Blattes. Die beiden Fäuste mit den knochig auspringenden Gelenken vor sich auf die Tischplatte schlagend, hastete er mit den Augen lesend über die fatalen Zeilen, die er schon seit einer Stunde auswendig wußte:

„Wenn sogar auf dem Gute eines der ältesten Abelsgeschlechter unserer Provinz der alles untergrabende Geist der Verneinung seine Vertreter in sicherem Schutze weiß, wie ist da der Verfeuchung der staaterhaltenden Classen zu wehren? Wie will man das Proletariat zu besserer Einsicht zwingen, wenn das Gift der Socialdemokratie die konservativsten Gesinnungen anfrisst? Wir wollen heute keinen Namen nennen; der Finger Gottes selbst wird das Geschlecht zeichnen, das in Verkennung aller adeligen Traditionen und Verpflichtungen auf seinem Gebiete den Abgesandten des Satans Unterschulps gewährt . . . in sträflicher Sorglosigkeit in Schule und Haus. . . Dieser Umstand erklärt auch, warum der gemeinte Edelmann, übrigens einer der bestsituierten seit der Schutzollära, seine Beziehungen zu den hocharistokratischen, altkonservativen Kreisen der Hauptstadt seit Jahren ungepflegt läßt . . . in gesellschaftlicher Verwilderung dahinglebt. . . Heillose Verblendung, sich mit einem Stab von Dienstleuten zu umgeben, deren revolutionäre Gesinnung . . .“

Vom Fenster her schallte fröhliches Lachen. Dann rief eine frische Mezzosopranstimme mit klangvoller Festigkeit: „Was brütest Du so lange über dem Unsinn, Vater?“

„Unsinn?“ schrie der alte Baron und reckte den Kopf energisch an. „Unsinn, wenn man mir . . . das sagst Du? Unsinn?“

„Ja, Unsinn, dreimal Unsinn! Und so herrliche Gottesluft im Park, komm' doch heraus! An solchem Sommertag in der Stube hocken, wahrhaftig das ist Sünde. Komm', komm'! Sonst stellen sich wieder Gewitter ein und Dein Zipperlein — und alles ist aus. Feldmann, fass an, da herauf! Sag' ihm was wir gefunden haben, eine reizende Wachtelbrut im Kleefeld . . . Feldmann, hier!“

Jetzt erschienen die Pfoten und der Kopf eines braunen Hühnerhundes mit bligendem Gebiß und herabhängender Zunge auf dem Fenstergesims.

„Eine reizende Wachtelbrut sag' ich Dir, und der Feldmann war so brav, so brav!“

Feldmann bellte vergnügt und der weiße Schaum triefte ihm von der rothen Zunge.

Der alte Baron schwieg, den Blick auf dem Boden. Er schritt aus dem Dunkel ins Helle und wieder zurück; der Kopf war auf die Brust gesunken, die Lippen pressten sich auf einander, die Kiefer knirschten in zornigen Kaubewegungen.

„Höchste Zeit, daß ich Wandel schaffe. . . Ich bin ein Schwachkopf, allen Untergebenen ihren Willen und ihre Meinung zu lassen, ein Schwachkopf in höchster Potenz, auch dem Mädchen gegenüber . . .“

Sein finster entschlossener Blick begegnete den lachenden Augen Evas, die neben Feldmann mit dem halben Oberleib zum Fenster hereinglehnte, während sie mit ihren Füßen auf dem Rasen den Takt zu dem Liedchen stampfte, das sie durch die Pähne trällerte: „Der Jäger aus Kurpfalz.“

„Nun, kommst Du bald heraus? Gott, wie Du brummig aussiehst! Nein, sich so von dem dummen Zeitungspapier den Humor verderben zu lassen . . . Wäterchen, Wäterchen, ich muß Dich wieder in Zucht nehmen und strengere Saiten aufziehen . . . Du benimmst Dich zu unvernünftig.“

„Laß' die Nebensarten, Du Heidenkind, Du . . .“ wetterte der grimme Freiherr und zauste mit den langen Knochenfingern an seinem grauen Anebelbart. „Endlich gilt's ein ernstes Wort zwischen uns. Vorwärts marsch! Herein! Eins zwei!“

„Durch's Fenster?“ Lachend und mit so behender Drehung, daß die blonden Böpfe um die Ohren schlugen, war sie davon.

„Ich soll mich wohl heute vor Dir fürchten?“ sagte sie schalkhaft gedämpft, während sie ihre schlanke Gestalt voll geschmeibiger Grazie durch die nur ein wenig geöffnete Thür schob.

„Fürcht wäre Dir heilsam, Du Ausbund! Wie Du wieder aussiehst, die Böpfe los, die Kleider zerfetzt — das derbe Schuhzeug, die . . . Eine Baronesse, daß Gott erbarm!“

„Ich mache mir nichts aus Deiner Baronesse, wenn ich Trübsal blasen oder wie eine Puppe herumquieschen soll. Du selbst hast mir Natur gepredigt, wie Du mich aus dem Pensionat geholt hast . . . Jetzt soll ich vielleicht umfatten, mit den zwanzig Jahren, die ich mir nächstens zulege? . . . Sei doch nicht so . . .“

Mit einem „Donnerwetter!“ fuhr der Alte mitten in ihren drollig liebevollen Ton, den sie soeben anschlagen wollte.

Da häumte sie sich auf, sprang an den Tisch, zerriss das Zeitungsblatt und warf die Fetzen zum Fenster hinaus. Sie setzte sich auf den Fensterrand, verschränkte die Arme über der Brust, klopfte leise mit den Absätzen gegen die Wand und sagte mit entschlossener Miene: „So, nun laß uns ernsthaft reden, wenn Dir's gefällig ist.“

Der alte Freiherr war in den Stuhl gesunken. Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Nach einer laugen Pause fieng er mit zitternder, milder Stimme zu reden an, wie im Selbstgespräch, von der Vergangenheit seines Geschlechtes, den guten und bösen Ereignissen in der Familie, der Nothwendigkeit, sich in Zeit und Ordnung zu fügen. —

„Die alte Geschichte“, dachte Baronesse Eva.

Dann folgte die persönliche Anwendung: Evas Ehe, d. h. die correcte, standesmäßige Ehe, die Glanz und Sicherheit gewähre, vielfachen schlimmen Verdacht beseitige, die Verbindung mit einem Hause, das wie kein zweites geachtet dastehe in der Residenz, und am Hofe . . .

Langsam schob der Freiherr das Gesicht nach der Seite, wo Eva saß mit der Unbeweglichkeit einer Statue. Endlich schloß er seine langen Auseinandersetzungen: „Ich bin im Herzen freigestimmt wie einer. Aber das hilft nichts. Die Tradition meines Hauses ist conservativ. Wenn ich todt bin, soll man den letzten Freiherrn von Sonnenegg mit blankem Ehrenschilder zudecken. Mein Geschlecht soll weiterblühen in Deinem Blute. In Treue fest, verstanden?“

Das Licht hatte inzwischen die ganze Stube erobert und die letzten Schattenwinkel mit freudigem Glanz überflutet.

Eva saß schweigend in sonnigen Träumen.

„Was denkst Du?“ fuhr sie plötzlich der Freiherr an und stellte sich stramm auf, daß die alten Knochen krachten.

„Ich denke . . . ich dachte an die Wachtelbrut im Kleefeld draußen.“

Es war gegen Mitternacht. In der „Kriktokraten-Gäße“ des neuen bayerischen Bierpalastes in der Wilhelmstraße war das Gespräch der beiden letzten Zecher Botho Graf von Krümelstern und Rasso von Hohenberg allmählich zum schläfrigen Klüfterton herabgesunken. Das goldene Dämmerlicht der Glühlampen träumte in der weiten Prunkhalle mit der rauch- und hierdüstigen Atmosphäre. Müde schlurfte der Kellner von Tisch zu Tisch, die Gläser mit den dunklen Bierneigen fortzuräumen. Als er sich der „Kriktokraten-Gäße“ nähern wollte, winkte Rasso von Hohenberg ab.

„Ne, keinen Schluck mehr heute. Das heißt“ — wandte er sich wieder gedämpft an seinen Kameraden Botho — „zur kleinen Zoë machen wir doch noch 'nen Sprung, versteht sich auf Schlummerpunsch, die Heze, was?“

„C'est entendu“, näselte der Graf und ließ das Monocle aus der Augenhöhle fallen, daß es klirrend an der Uhrkette anschlug. Er zog einen Stuhl heran, streckte sein langes, mageres Bein darauf, rieb sich die Glatze mit dem Handschuh und krächzte: „Im übrigen, wie verabredet, nächste Woche mußt Du mit hinaus zur Landpomeranze. Freundesdienst, verstanden?“

„Goldfrucht reif. Ich schüttle, Du fängst sie im Schoße auf, ich ziehe mit leerer Tasche ab, trete in Berlin wieder als — als Wechselwärter an, Du richtest Dich gemüthlich bei Sonnenegg ein . . . Hol' mich der Teufel!“

„Ach, sei mal nicht so grämlich. Bin ich gedeckt, kommst Du auch zu Moos, sich' ich in der Sonne, wirst Du auch bestrahlt. C'est entendu.“

„Also heiraten, ernsthaft?“

„Ist zwar eilig, aber unausweichlich. Ehestand, na, wenigstens sichere Deckung. Enfin . . .“

„Ich ziehe Circus mit Zoë einsteifen noch vor. Im Nothfall brenn' ich mit ihr durch.“

„Du, ja. Ich muß in Ordnung kommen. Schon wegen Aussicht nach Oben. Wah. Lange genug hohe Schule geritten. Jetzt wieder A, B, C der Elementarschule. Freilich eilig . . .“

„Und der rabiate alte Starrkopf, der Freiherr?“

„Zeitungsartikel scheint zu wirken. Habe übrigens mit einem Entrefilet nachhelfen lassen, deutlich genug. Ordentlich mit Socialdemokratie eingeheizt, werden wir ihn bald müde kriegen. Soll in der That nicht ohne sein mit der rothen Voraussetzung; der Schulmeister ist bereits durch Justizrath denunciert, desgleichen Berwalter. An dem liegt mir am meisten. Der muß springen; auf alle Fälle. Instinct sagt mir, daß ihm längst nach Apfelsbiss mit der wilden Eva gekliffet. Enfin . . .“

„Merkwürdig tiefsinniger Klauz der Alte, seinen Besitz mit dem Umsturz zu garnieren. Na, das Wädel muß und das ist die Hauptsache.“

„Muß — und will, wenn Du ihr noch ein Privatissimum zwischen den Rübenfeldern über meinen Zuckergehalt und meine anderen zahlreichen intimen Tugenden hältst. Du verstehst Dich auf solche Scherze.“

Ueber das müde, kalte Gesicht des Grafen schlich ein ironisches Lächeln.

Rasso von Hohenberg: „Pompös.“ Strampfhaft die Hand seines Freundes pressend: „Dein Wort darauf, daß ich . . . Opfer um Opfer. Umsonst ist der Tod. Die kleine Zoë kostet mich rasendes Geld . . . Du bist ja auch Kugnießer, so zu sagen.“

Gräfin Botho ignorierte Ton und Blick, womit Rasso von Hohenberg den versteckten Angriff begleitete. „C'est entendu“ erwiderte er gelassen.

„Deine Eva hat übrigens manches Verwandte mit meiner — unserer Zoë. Eine Wildfabe an Temperament. Wo sie's nur her haben mag, wenn ihre Mutter, die theologische Ministerzwittib . . .“

„Weiß der Teufel“, setzte Botho rasch ein. „Die Mutter mit dem frommen Schafsgesicht ist sicher unschuldig daran. Tant mieux. Wird auch als Schwiegermama wenig genieren . . . Schwierig ist nur das Mädcl. Unheimlich kluge Augen.“

„Und keusch wie Gretchen. Was für sonderbare Geschöpfe da draußen wachsen, was?“

„Enfin, die Partie ist gut und notwendig.“

„Der Rest ist Schweigen“, nickte Rasso. „Gehen wir!“

„Schweigen — parole d'honneur erstes Gebot, auch für Dich, ehrlicher Makler.“

„Dommerwetter, ja. Ein Einblick in den Zusammenhang der Dinge könnte die biedern Landleute kopfscheu machen. Der Alte hat manchmal raffige Momente.“

„Einmal im Besitz, sind wir im Recht. Basta.“

„Die Welt ist doch schön, was, Botho? Also gehen wir. Zoë, mein Lieb', tralala!“ Rasso war aufgesprungen, hatte seinen Cylinder auf's Ohr gesetzt und wiegte sich kokett in den Hüften.

„Siehst verflucht elegant aus, Kamerad. Der stattlichste Reserveofficier auf zwanzig Meilen in der Runde. Bewundere Deine Schnellkraft, Dein Feuer.“

„Kommt' jeht!“ drängte Rasso geschmeichelt.

Botho von Krümelstern zog ächzend das Bein vom Stuhl. „Bisshen marode heute. Herrgott, da kommt mir noch 'ne Idee.“

„Eine Idee? Etwas Münzbares?“

„Idee kurzweg. Nutzen später. Höre! Sittlichkeitsbund späte Nachsitzung heute gehalten die Spitzen sicher noch bei tugendhaftem Thee. Wenn wir dort — äh, das verwünschte Wein . . .“

„Bei Gespenstern Mitternachtsaufwartung machten?“ höhnte Rasso. „Rapport über solide Abendbestrebungen? Danke! Ziehe der Theologie die Zoölogie vor.“

„Wer nicht? Allein die Frage liegt doch anders, der Vortheil auch. Weiß nicht warum aber bin doch ein wenig zaghaft. Der Druck auf den alten Sonnenegg wird kräftiger, wenn wir verstehst Du . . .“

„Zum Sturm auch noch den ganzen Sittlichkeitsbund als Hilfscorps im Hintergrunde aufmarschieren lassen?“

„C'est cela.“

„Alle Wetter, Botho, nein. Solches Material, diese Krüppelgarde!“

„Nur nicht gleich heftig. Helfe, was helfen mag.“

„Ich siege lieber mit der Hölle, als mit dieser Himmelsmilch.“

Botho legte Rasso die Hand auf die Schulter und sah ihm scharf ins Gesicht; „Du bist also — meiner Sache sicher?“

„Wie meiner eigenen. Auf zu Zoë!“

„Ja, das war eine böse Scene mit dem Vater vorgestern. O, Herr Lehrer, lieber, alter Freund, ich fürchte, die Frommen haben ihn wieder in der Gewalt!“

„Hm“, machte der Lehrer und seine Feder kitzelte weiter. Spärlich Licht fiel durch die enge Fensteröffnung und setzte einen wehmüthigen Reflex auf sein volles, ergrautes Haar und auf die vorgebeugten Schultern und den gekrümmten Rücken. Er saß in Hembärmeln, denn die Baronesse hatte ihm ein für allemal unterjagt, ihretwegen sich irgendwelche Belästigung aufzu-

erlegen oder um der Fürmlichkeit willen einen Rock anzuziehen, wenn sie ihn gerade ohne einen solchen überrascht hatte. Darin sollte ja für sie das Originelle und Angenehme ihres Verkehrs bestehen bleiben, daß sie nach Belieben kommen und gehen, nach Lust und Bedürfnis mit ihm plaudern, ihm ihr Herz ausschütten konnte. Diesem braven, bescheidenen, tüchtigen Mann konnte sie einfach alles sagen. Der war wie ein Stück Natur, wie eine menschengewordene Scholle — dabei faßte er alles mit einem wunderbaren Gemüth, klar und lauter und unendlich rücksichtsvoll und anspruchlos.

„Hm, nur hm, sonst nichts?“ fragte Eva.

„Wir müssen es abwarten, Baronesse. Eine böse Scene ist noch kein böser Entscheid.“

Er schrieb eifertig weiter. Eva wollte ihn nicht stören. In dem kleinen Stübchen einige Sachen ordnend, die umherlagen, war sie an den Bücherschrank getreten.

„Da sind ja wieder neue Schriften?“ sagte sie halbblau. „Mary, Das Capital, Stirner Der Einzige und sein Eigenthum.“ Jetzt mußte sie ihn doch ein wenig ausforschen: „Aber Herr Lehrer, ist das wirklich so wichtig, daß Sie das alles studieren müssen? Was haben sie denn von dem Capital? Und von dem Eigenthum? Sie preisen doch immer die Bedürfnislosigkeit — und hängen solchen Gedanken nach.“

„Die Wahrheit liegt im Widerspruch, Baronesse.“

Sie schüttelte den Kopf. Das war ihr zu hoch. „Haben diese Bücher viel gekostet?“

Der Lehrer nickte und legte die Feder hin. Er richtete seine hagere Gestalt im Lehnstuhl auf, athmete tief, steckte den Daumen in die Achselhöhle und drückte die Brust heraus. „Gott sei Dank, wieder zwanzig Bogen abgeschrieben.“

„Hören Sie, diese ewigen Abschreibereien sind entsetzlich. So langweiliges Zeug, wie der A dem B eine halbe Million zuwendet, der C dem D ein Rittergut verhandelt — was haben denn Sie davon?“

„Die Abschreibgebühr und — die Bücher dort.“

„Und die könnten Sie sonst nicht kaufen?“

„Womit? Meine Einnahme als Lehrer gehört dem Haushalt, meinen Kindern. Davon darf ich keine Abzüge machen. Nein, Baronesse, das geht nicht. Nur so.“

„Wie viel bekommen Sie für diesen Haufen Abschrift vom Notar?“

„Fünf Mark.“

„Und wie lange schreiben Sie daran?“

„Die halbe Nacht und diesen Vormittag.“

„Das ist wenig Geld für die viele Mühe. Und die Bücher dort, die neuen?“

„Kosten das Dreifache.“

„Schrecklich. Sie schreiben doch auch Aufsätze für Zeitungen, zahlen die nicht?“

„Für die ich schreibe, können nicht.“

„Solange sie für staatsgefährlich gelten und unterdrückt sind, natürlich, das begreife ich. Ach, wenn ich ein Reich hätte und herrschen dürfte, da müßte es Ihnen besser gehen, armer Freund . . . Es ist mir oft so angst, der Vater könnte dahinter kommen . . .“

„Da seien Sie ohne Sorge. Der Herr Baron weiß, daß ich keiner niedrigen That fähig bin. Auch der Verwalter ist mein Gönner und billigt meine Ideen.“

„Aber die Heßer, die heimlichen Angeber! Da ist die fromme Bande ihm an den Nacken gesprungen, heimtückische Menschen mit schlimmen Drohungen. Der Unsinn in der „Kreuzzeitung“ hat ihn furchtbar aufgeregt.“

„Das geht vorüber. Der Herr Baron ist eine gesunde Natur!“

„Glauben Sie? Diesmal ist's schlimmer. Himmel wenn's uns nun doch an den Dragen gienge? Verzehung, Herr Lehrer, ich meine nur mir, mir ganz allein. Ich soll wieder in die Stadt und dann, schändlich zu sagen, den wüßten Menschen heiraten, der so furchtbar reich — gewesen ist und so angesehen bei Hof und allen Frommen im Lande. Die alte Geschichte mit

dem Grafen von Krümelstern, Sie wissen ja. Der Justizrath arbeitet für ihn. Meine Mutter ist so schwach; sie ist in den Menschen vernarrt, ich finde ihn einfach lächerlich."

"Meine edle Eva wird sich nicht vergewaltigen lassen, sie hat die Festigkeit ihres Vaters", und ein Lächeln verklärte die harmvollen Züge des Lehrers.

"Der Vater glaubt diese Verbindung seinen Traditionen und seiner Partei schuldig zu sein und mir damit ein überschwängliches Glück zu bereiten. Das ist ein himmelschreiendes Irrthum." Eva's Gesicht glühte, ihre Augen sprühten leidenschaftliches Feuer.

"Drum wird auch nichts daraus werden, Baronesse. Bleiben Sie Ihrem Herzen treu. Die wahre Liebe ist schließlich Siegerin über alle und alles."

"Die wahre Liebe, ja, das ist die meine . . . O!" Sie schlug sich auf den Mund.

"Ich will kein Geheimnis wissen. Meine Theilnahme und meine Glückwünsche haben Sie in jedem Falle."

"Nicht wahr, Herr Lehrer, wir werden dereinst alle frei und glücklich, alle, alle, alle?" Und sie schnupperte mit ihrem feinen Näschen in die Luft, als stände sie, statt in der engen, armseligen Schreibstube, in einer Wolke voll Rosen und himmlischem Duft.

"Ja, sicher, Baronesse, Sie verdienen's."

"Und Sie?"

"Ich habe meine Kinder, meine Ideen, meine Bücher, meine Illusionen, ich brauche nichts weiter. Seit meine Frau, meine gute, unvergessliche Frau todt —" Thränen kamen ihm in die Stimme.

"Wie geht's den Kindern? Sagen Sie, besser, nicht wahr?" fragte Eva mit Wärme und drückte seine Hand.

"Besser wohl, meinte der Arzt, allein vollständig sei die Gefahr noch nicht vorüber."

"Diese schändliche Krankheit, wie sie nur den Weg zu uns gefunden! Ach, und daß ich die süßen Engel nicht besuchen darf! Wenn ich helfen könnte —"

"Da muß die Natur helfen, und sie wird helfen", sagte der Lehrer voll Fassung und Zuversicht.

* * *

Baronesse Eva, das Kleid hoch aufgeschürzt, die Arme nackt bis über die Ellbogen, hatte die Bügel an sich gerissen. Sie kutscherte mit dem Oberknecht Jürg lustig auf dem holperigen Wege zwischen den Rübenfeldern dahin, daß die Steine knirschten und der Staub aufwirbelte. Jeder Stoß steigerte ihre Lust, ihre wilde, wonnvolle Erregung. Sei, die tolle Fahrt! Feuerig griffen die Rappen aus und prusteten ihren heißen Athem in die flimmernde Sommerluft. Jetzt waren sie an der Waldspitze angelangt. Ein Glanz wie schimmerndes Erz lag über den stillen Föhren.

"Nun muß ich absteigen, Jürg, nicht? Halt' und fass' die Bügel!"

Sie drückte ihn mit ihrem schlanken Leib die ganze Seite entlang, stemmte die Füße fest auf, um den Anlauf zum Absprunge zu nehmen.

"Noch nicht, Baronesse!" Und der stramme Bursch mit dem kühnen Profil, den Gliedern wie von Stahl, dem prachtvollen Wuchs in dem groben Hemd und der derben blauen Zwillingshose wandte das Gesicht ihr voll zu. "Noch nicht!" wiederholte er mit einem großen Blick seiner sonnigen, tiefblauen Augen, der die ganze Gestalt an seiner Seite elektrisch umspannte. Es lag gebietende Natur in seinem Ausdruck.

"Ach, Jürg, wenn das der Verwalter oder Förster, sähe, na!"

"Die sind am anderen Walde, beim Schlag. Ha, der Verwalter, der ist mir wohlgefimmt."

"Oder der Jäger, Jürg, der dem Vater alles verräth."

"Der ist auch drüben. Wir haben noch eine halbe Stunde."

Wohliger Wipfelschatten lag über dem schmalen, nadelbestreuten Waldweg. Die Pferde gingen im Schritt, mit dem langen Schweif die dampfenden Flanken und Schenkel peitschend.

Kein Wölkchen am hochgespannten Himmel. In der reinen Bläue nur hier und da der kreisende Punkt eines Raubvogels.

"Dort ein Geier!" sagte Eva leise mit vibrierender Stimme und wies in die Höhe.

Jürg lenkte das Gespann auf einen seltener befahrenen gewundenen Seitenweg. Da gab's nur kurze Ausblicke vor und zurück und an den Seiten stand dichtes Buschholz.

"Wir haben Zeit", sagte er. "Da ist's weniger heiß."

Eva schwieg, süß durchschauert von dieser märchenhaften Waldeinsamkeit. Ihr Herz pochte heftiger, ihre Nerven zuckten.

"Wie ist's jetzt mit dem Gefindel aus der Stadt?" fragte Jürg. Seine buschigen Augenbrauen stießen runzelnd an einander, über der Nasenwurzel.

"Warum Gefindel!" Es klang halb wie Frage, halb wie verächtliche Glosse. Sie verstand ja so gut. War's nothwendig, gerade jetzt von diesen Leuten zu reden?

"Na, ich kenne diese Herrschaften, wie ich in Berlin beim Militär diente, dann als Stallmeister an den Circus kam. Wenn man nur Augen hat und das kleine Einmaleins kennt, das langt. Wir hier, auf dem Lande, sind Menschen, die dort, auf dem Asphalt, sind Gefindel. Das ist meine Meinung. Got!"

"Meine auch, Jürg."

"Der Herr von Krümelstern ist schön abgeflogen mit seiner Blase auf dem Skelett, und der andere . . . Netze Kameraden. Raubzeug — sagte der Jäger."

Eva schwieg wie in düsterer Verfunkenheit. Wüthlich schlang sie ihren Arm um den Hals des Mannes an ihrer Seite: "Küss' mich, Jürg —" und das leidenschaftlich entgegenende Wort des Angeprochenen erstickte im gierigen Kusse. Eva schloß die Augen und die Sinne schwanden ihr schier in der Hefigkeit seiner herauschenden Umarmung.

Die Pferde waren stehen geblieben und schüttelten ungestüm die Mähnen.

"Jürg, Jürg, mein erwählter Mann, nun bin ich gefeit gegen blaubblickige Ueberlistung."

Und die Baronesse warf sich aufs neue an seine Brust und ihre Lippen saugten sich fest an seinem Mund.

Durch den schweigenden Wald krachte das Echo eines fernen Schusses. Ein schwarzer Krähenschwarm flog krächzend auf.

Eva fuhr aus Jürgens Armen.

"Raubzeug", sagte er trunken lächelnd und presste das geliebte Weib wieder an seine Brust.

* * *

Umgeben von der Schuljugend und den Bediensteten des Sonnenegg'schen Rittergutes stand der Lehrer, ein gebrochener Mann, am Grabe seiner beiden Kinder. Die Würgerin Diphtheritis hatte sie in einer Stunde gemordet, mitten in der Nacht, als der Vater ahnungslos an seinen Acten schrieb.

Sonnenschein überall, Duft und Glanz auf der weiten Flur in der Runde — und dazwischen hinein die Grablegung mit wimmerndem Choralsang. Kein Auge blieb trocken. Baronesse Eva hatte die zwei kleinen schwarzen Säрге mit Blumen überstreut. Dann wankte sie aus dem Friedhofe. Sie konnte den herzzerreißenden Jammer ihres alten Freundes nicht mehr mit ansehen. Noch könnte ihr aus der Ferne das Grablied nach:

So wahren Reichthum, Ehr' und Glück,
Wie wir selbst, einen Augenblick;
So wärrt auch Kreuz und Traurigkeit,
Wie unser Leben, kurze Zeit.

Als sie an des Lehrers verwaister Wohnstätte vorüberschritt, sah sie drei Männer mit antlichen Abzeichen, Actenbündel und einem Arm voll Bücher heraustreten und die Thür vorsichtig schließen.

"Der Fund ist bedeutender, als ich erwartet habe", hörte sie den Einen sagen, "Das Ergebnis wird Aufsehen machen", den Andern.

Was war das? Polizeiliche Haussuchung, während der Aermste die traurigste Pflicht seines zerstörten Lebens auf dem Kirchhofe erfüllte und die theuersten Schätze seines Herzens der Erde übergab?

„Es wird gesäubert“, antwortete der Freiherr von Sonnenegg hart, als Eva, Auskunft heischend, mit glühenden Wangen und verweinten Augen vor ihn hintrat.

„Vater!“ schrie sie. „Gesäubert?“

„Es muß wieder rein werden auf meinem Familiengut. Das bin ich meinem blauen Blute schuldig. Ich will kein rothes Raubzeug, ich will keine Socialdemokraten in meinem Reich.“

„In Deinem Reich? Bist Du von Sinnen, Vater?“

„Der Lehrer ist entlassen und der Verwalter und der Jürg.“

„Und Jürg auch? Dann entlasse ich auch Dich — ich, Dein Kind. Ich bin Jürgens Weib. Ich folge meinem Mann!“

Das Wort traf den Freiherrn wie ein Blitzschlag. Er brach in den Armen seiner Tochter zusammen.

„Gerechter Gott im Himmel, womit hat Deine Magd das verdient?“ jammerte die alte Baronin.

* * *

In der „Aristokraten-Gasse“ des bayerischen Bierpalastes in der Wilhelmstraße, gegen Mitternacht:

„Schändlich lächerliche Welt“, krächzte Botho Graf von Krümelstein. C'est tout simplement infect.“

„Pompös, wahrhaftig: Pos geht mit meinem Bedienten durch — und Deine Braut in spe feiert ihr Hochzeitsfest mit dem Oberknecht. Plebejerpack!“ höhnte Rasso von Hohenberg.

„Das ist die neumodische sociale Ordnung. Herrschaft des rothen Blutes.“

„Pompös! Kellner, noch eine Halbe!“

„C'est tout simplement infect.“



Lyrische Fragmente.

Von Otto Julius Bierbaum (München).

I.

Die Purpurschnecke.

Wie eine Schnecke, träge, langsam schleicht das „Glück“ ...

Mit wartendem, klopfendem Herzen steht der Mensch und breitet in Dual und Angst die Arme aus und schreit zum Himmel: „Oh komm, komm endlich, löse mich, löse mich aus Fesseln und Banden, — ein Glückeslächeln, ein einziges nur, es würde mein Herz erwärmen mit lachendem Leuchten, wie Maiensonne nach Winters Frost die starre Erde!“ ...

Er wartet und fleht lange, lange, und müht sich ab im Gefähr des Lebens, und kuschelt und kuschelt, gebunden, gepeitscht, — — möchte vorwärts: hinauf! hinauf! wo es strahlt und lächelt das Schöne, Ruhige, Klare, immer Ersehnte ...

Aber das Glück, kein stürmischer Engel, ach, kein göttig gewährendes Weib, aber das Glück, die purpurne Schnecke, rückt nur mühsam, in langen Fristen wenige Schritte vor ... und wenn's am Ziel: da liegt starr der Mensch, der lange gewartet, im Grab ...

Verfluchte Schnecke, o faules Glück! Indes du deinen schleimigen Weg lautlos vorwärts schleichst: da stob brauste, wütete, raste mit Heulen, gewaltig schnelle mit Sturmes Mächten von allen Seiten die Schaar der Furien los auf den Armen. Die dürren Weiber! die dürren Weiber! Hexengestöber, grimmig jauchzendes ...

Mit ihren Geißeln schlugen sie ihn, mit ihren Schlangen schreckten sie ihn, mit ihren modrigen Blicken trieben sie ihn durch bange Verzweiflung und Wahnsinnsnacht in den Tod. — Ein geheftetes, verendetes Wild; im Grab stumm liegt er nun —: im Nichts, im friedevollen, unbelebten Nichts ward ihm das Glück. . . .

Die dunkelrothe Purpurschnecke kriecht über sein Grab, lautlos . . .

II.

Frühling.

Lachender Himmel. Es ziehen gemächlich schaumige Schäfchenwolken darüber, Sonnenscheinschimmer durchflutet die Luft. Maiengrün, die reine, feine Jungfernsfarbe der Natur, lächelt bräutlich hold und heiter von Millionen leise schwankenden, zierlich auf und niederschwebenden zarten Blättern . . .

Frühling?

Welch ein Glanz ruht auf der Wiese. Oh du lockendes, leises Klingen über der ruhig blühenden Schönheit! Hoffnung weht mir in die Seele friedevoll bewegt. Weich umhaucht mich Wärme der Liebe, wie der Athem des bebenden Mädchens, das den schlummernden Freund an die wogende, heiße, sehnuchtsvolle Brust leise sich überbiegend preßt: Oh Fülle! Fülle! Drängende, treibende Fülle des Glücks! Eben, eben noch klang die Klage, klang die Klage um Heißbegehrtes, Schönheitstrahlendes, Großes, klang die Klage um das Geheimste, Herzerfüllende, Heiter-Heilige mir im Herzen. Nun, im grünen Blättereschwanken, nun, im blauen Himmelslächeln, nun, im goldigen Sonnenstrahlen ist mir schnell das Glück geworden, Glück im Schönen und im Schauen werdender Schönheit. In mein Auge strahlte das Glück, mir im Herzen hebt es die Flügel, ach du lachendes, lustiges Ding, lustiges, lustiges Ding! Meine Arme breite ich aus: Glück! Glück! Oh könnt ich es allen, allen, allen Menschen schenken, allen Menschen im drückenden Joch, allen Menschen mit krampendem Herzen, allen denen, die im Hochflug ihre Flügel zur goldenen Sonne breiten möchten und im Schmutz harter Noth sich mühen müssen, — aber denen, denen zuerst, deren Herzen liebemächtig selbst in Kümmeris gütevoll milde still in treuer Neigung schlagen: dir zuerst drum, oh du mein braunes, scheues Rehmag. Oh du gute, gute, Milde! Oh auch im Herzen das Glück mir lacht, lacht und tanzt, das lustige Ding: dein muß ich denken, traurig, dein und deines göttigen wehevollen Blickes.



Ziele und Wege der modernen Aesthetik.

Eine kritische Betrachtung von Wilhelm Wöhrke (Berlin).

Jede große, freie That auf künstlerischem Gebiete, in der zugleich Können und Neuerung steckt, bedeutet dasselbe, was der Wissenschaft eine nutzbringende Entdeckung ist. Und wie in der Wissenschaft an jede Entdeckung, die theoretische Constructionen widerlegt mit der Macht des Wirklichen, sich die Hoffnung auf eine verbesserte, das bisher Unbekannte in sich begreifende Theorie knüpft, so wandelt hinter der That des Künstlers eine neue Phase der Aesthetik — wenigstens dunkel als ein Kommendes, als ein dermaleinst Nothwendiges. Selten nur gebiert die fertige Theorie das Neue; Gerverrier, der den Neptun aus einer gegebenen Formel berechnet, ist auch für die Wissenschaft eine gigantische, aber vereinzelt Ausnahme; in der Aesthetik hat der Realismus erst widerwillig eine Stimme erhalten, er hat sie erst erhalten auf Grund der That; auch nur von den Ausnahmen einer berechneten neuen Kunst sind wir vorerst noch unendlich weit entfernt. Dennoch wäre es schon ein erfreulicher Fortschritt, wenn wir auf dem Gebiete der modernen Aesthetik nur wenigstens Einstimmigkeit sähen in der Erkenntnis, wo der positive Kunstfortschritt unserer Tage steckt und wo die Theorie nachzukommen hat. Wer immer unab-

hängig von aller ästhetischen Gesetzesweisheit unbefangenen Auges das wilde Drängen und Wogen so gut wie die stille Wurzelarbeit in unserer Literatur überschaut, der muß es empfinden, daß nur in einem Principe Fortschritt, Keimkraft, Zukunft steckt — im Realismus. Sie stecken darin, weil der Realismus der Kunst kein vereinsamer Spross ist, sondern weil er vielmehr nur ein Sonderbild, eine einseitige Erscheinungsform des großen Fortschrittsprincipes unserer ganzen Zeit, des Wahrheitstriebes der Menschheit, ist. In diesem Wahrheitstriebe vereinigt sich alles Beste, was wir haben, er bildet das Fundament unserer Wissenschaft, er verwächst auf's Engste mit unserer triebkräftigen Moral wie mit den großen socialen Gedanken unserer modernen Welt. Unter unseren ausübenden Dichtern, ich wage es kühn zu behaupten, ist kein einziger bedeutender, der sich der Allmacht des realistischen Principes praktisch irgendwie entziehen könnte oder entzogen hätte. Selbst die älteren, absterbenden Schwören thatächlich in allem, was sie noch hervorbringen, mit sehr viel mehr Wucht darauf, als sie selbst es Wort haben wollen, und wo es ausnahmsweise nicht geschieht, da zeigt sich eine poetische Stagnation, die selbst dem Gegner, sofern er ehrlich ist, als solche erscheinen muß, mag er auch andere Gründe dafür erfinden. Die Frage ist nun: Zeigt sich die Rückwirkung dieses absoluten Sieges in der Praxis auch bereits in genügender Weise in der Theorie, — haben wir neben der realistischen Dichtung auch bereits eine realistische, d. h. den Realismus würdigende Aesthetik und ästhetisch beeinflusste Kritik?

Ich muß leider antworten: Nein! Ich höre einen Einwand. Das geht nicht so rasch, sagt man. Einen Stern entdecken ist vielleicht die glückliche Gabe einer einzigen klaren Nachtstunde; seine Gesetze berechnen, eine allgemeine Theorie für seine Einordnung in's Naturganze geben erfordert möglicherweise alle Arbeitsstunden eines ganzen Menschenlebens. In der That: nichts ist widerwärtiger, als ästhetische Geschwindmalerei, die ein paar unverbaute Phrasen als Programm auf den Markt wirft und womöglich immerhalb eines drei- oder vierseitigen Journalartikels den Salto mortale über alle Probleme hinweg macht, ohne die geringsten Scrupel zu kennen. Das Lob der Vorsicht darf aber doch nicht hinüberkäuschen über die Thatsache, daß die realistische Bewegung, in der wir gegenwärtig uns voll und energisch befinden, keineswegs etwa erst von gestern nachmittag her datiert. Ungeheure Wogen der Entwicklung entbränden nicht plötzlich wie die Welt des Moses dem Nichts, zumal nicht eine Welle, die in solcher Weise bloß Theilwelle einer weltumspannenden Culturwoge war. Durch das ganze neunzehnte Jahrhundert steigt die realistische Flut zu uns heran, zum wenigsten ist sie groß und ganz über uns seit den Fünfzigerjahren. Dazu stand und steht nun unsere deutsche Aesthetik stumm. Man muß zu Beispielen greifen, um zu widerlegen, daß man hier oberflächlich generalisire. Wischers alte dicke Aesthetik mit ihren vielen Goldkörnern im Detail ist vom Verfasser selbst nachher nicht mehr für maßgebend gehalten worden, man könnte sagen, sie gehört als Ganzes nicht mehr hierher. Aber man gehe Wischers ästhetische Essays bis auf seine letzten durch: ist hier Fortschritt gegen die realistische Theorie hin? So gut wie nichts. Carriere ist überhaupt noch gar nicht so sehr alt, zudem sind neue Auflagen und Zusätze bis heute immerzu erschienen. Regt sich da ein Umschwung im Sinne des neuen Principes? Im Gegentheil! Auf Scherer will ich hier nicht viel Gewicht legen, denn der wertlose Bettelkasten, den man als „Poetik“ seinem guten Namen angehängt, kann nicht als seine eigentliche Stimme gelten; trotzdem: welche Menge von bösen Wirrsalen selbst schon auf diesen paar losen Blättern, wie wenig wirkliches Erfassen der Dinge, selbst bei größter Bemühung um verständnisvolles Entgegenkommen! Und fast gleichzeitig mit diesem Buche des guten, wenn auch entsetzlich schwachen Willens sehen wir einen Band in die Welt ziehen wie Hartmanns Philosophie des Schönen, ein Buch nach uraltestem Muster, zugeknüpft bis oben hin gegen jede Annäherung an die neuzeitlichen Ideen, bewusst im Widerspruch mit dem Realismus und doch ohne jedes tiefere Bewußtsein vom wahren Wesen desselben, widerlegend mit Phrasen, die ein geistreicher Mann nur in den Mund nehmen kann, wenn er eben vom ganzen Inhalt niemals auch nur das geringste begriffen hat.

Wiederum, man nehme ein in allgemeinen Dingen so treffliches, so unschätzbares Werk wie Fechner, auch da, sobald die Sache ins Detail geht, sobald vor allem Poesie ins Spiel

kommt an Stelle der Malerei: wie viel feine, verwickelte, aber doch vorhandene Irrthümer, die nur möglich waren bei einem Manne, der wohl den großen Gedanken der modernen Wissenschaft sich hatte in Fleisch und Blut übergehen lassen, der aber der engeren Linie der realistischen Kunst Zeit seines Lebens positiv fern geblieben war. Und nun die Unzahl der kleineren, an die Aesthetik heranstreifenden Bücher, — Schriften wie Freytags Technik des Dramas, wie Spielhagens theoretische Studien, wie Gottschalls Poetik, — schließlich unsere riesengroßen Literaturgeschichten (Brandes lasse ich hier bei Seite, da es sich mir wesentlich um die deutsche Aesthetik handelt) — ist es denn glaublich, wie fern das alles der realistischen Bewegung steht, wie es über- und überquellend vollgepfropft ist mit Ansichten, die unsere Praxis längst zu Pulver zertreten, in die unterste Kumpelkammer geworfen hat? Ja, Gott sei es geklagt, wenn in einem Theile unserer Tagespresse, wenn hier und da in einem Essay, einer Broschüre oder sonst an einem recht vorsichtigen Orte auch aus diesen Kreisen heraus etwas über Realismus geredet, wohl gar etwas zustimmendes ängstlich kundgegeben wird, so ist das meist nicht erwachsen aus der Beachtung der realistischen Literatur selbst (sonst müßte es ja unendlich früher gekommen sein!), sondern es geschieht auf Grund kindischen Provocierens durch grüne Schreier einer pseudo-realistischen Madenschule, die den Aelteren ihren Mangel an Realismus aufnutzt zu Zwecken des gemeinen Meides und Eigenmuges, es geschieht überhaupt, weil Spectakel gemacht worden ist und man gern wieder sanfte, einschläfernde Bewunderungsruhe haben möchte.

Es hält schwer, die Gründe für dieses zweifellose Zurückbleiben unserer ästhetischen Theorie hinter der Praxis im einzelnen nachzuweisen. Vielfach entziehen sie sich als individuelle der allgemeinen Betrachtung. Manches ließe sich reden von Stagnation auf dem Gebiete der Kathederästhetik in Zusammenhang mit Mißständen unserer Hochschulen von sehr umfassender Art, — das trifft hier zu und dort nicht, man darf es nicht einseitig übertreiben. Sehr viel Schuld trägt das geistlose Nachbeten und Nachschreiben älterer Muster, das doch auch in Werken, die wir uns fast gewöhnt haben als Originalquellen zu behandeln, seine enorme Rolle spielt. Ein gut Theil kommt auf Kosten der Thatsache, daß nur zu viele unserer Aesthetiker halbe Poeten waren, aber keine ganzen, und der halbe Poet ist durchweg gerade darin verschieden vom echten, daß ihm der Athem seiner Zeit, der intuitive Sinn für das Fortschrittliche fremd bleibt, er verliert sich in's Alte, Abgebrauchte zurück, dichtet das Ausgelebte noch einmal und hält, wenn es ihm glückt, vielleicht sich selbst noch nicht für einen großen Dichter, jedenfalls aber die nachgeahmte Weise für das absolute Evangelium. Das trifft aber alles noch nicht den Kern der Sache. Gegen einen Mann von so eminenten Geistesfreiheit und Geistesfrische, wie es Wischer war, kann man jenes Argument vom bösen Professorenzopf nicht wohl anwenden; das Zusammen-spinnen aller früheren Urtheile zu einem neuen Gewebe, wie es Carriere liebte, würde unter Umständen sehr viel gutes haben schaffen können, wenn die Ueberhebung, als sei der Compiler ein geschäftfindendes Genie, nicht hinzugekommen wäre; endlich die Forderung, daß der Aesthetiker stets ein ganzer Dichter sei, ist bedenklich und bessert im letzten Grunde auch nichts, denn Wischer beispielsweise war ein echter Poet und konnte dennoch aus gewissen Schranken nicht herauskommen, ja weniger herauskommen als etwa Fechner, dessen directe poetische Begabung mir ziemlich mittelmäßig erscheint. Man muß an tieferer Stelle einsehen.

Die deutsche Aesthetik in den ersten drei Vierteln des neunzehnten Jahrhunderts hat den Anschluss an die großen treibenden Ideen unserer Gegenwart ver säumt. Die Poesie hat ihn gefunden. Deshalb klappt jetzt ein Spalt zwischen Theorie und Praxis, wie er ärger nicht denkbar ist. Auf drei Gebieten hat die Aesthetik keinen Antheil am Aufstrebenden genommen: auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, auf dem der modernen Ethik und auf dem der socialen Frage. Es steckt Zusammenhang in diesen Dingen: das erstere verfehlen hieß alle verfehlen. Ich höre, wie man auf's lebhafteste bestreitet, daß die deutsche Aesthetik keine Fühlung mit dem Siegeslaufe der modernen Naturwissenschaft gewonnen habe. Namen wie Helmholtz und Fechner werden genannt. Nun denn: Helmholtz beweist nichts weiter, als daß die moderne Physiologie und Physik allerdings von ihrer Seite aus einzelne unendlich wertvolle Streifzüge in's ästhetische

Gebiet unternommen haben. Die Naturwissenschaft hat den losen Zelten der philosophisch eingeeigneten Aesthetik gewissermaßen zwangsweise hier und da einen soliden Pflock in den Boden gestoßen, — die Aesthetik ihrerseits hat sich meist nicht einmal die Mühe gegeben, auch nur einen ihrer flatternden Zipfel an der Stütze zu befestigen. Fehners Name aber sollte in diesem Zusammenhange nur mit tiefster Beschämung genannt werden. Gibt es ein schlimmeres Zeugnis für den Geist unserer Aesthetik, als erstens die Thatsache, daß wir nur ein einziges Buch dieser Art besitzen und zweitens, daß man die Methode desselben wie etwas tolles, unglaubliches angestaunt hat, es am liebsten gar nicht als Beitrag zur Aesthetik hätte gelten lassen? Gibt es eine vernichtendere Erscheinung für das Dämonen unserer Aesthetik, als beispielsweise die Vorgeschichte des von Fehner zuerst klar dargestellten sogenannten „associativen Factors“ in der Kunst? Ich kann das hier nicht im Detail ausführen, aber betont sei, daß es sich um wahrhaft haarsträubende Dinge handelt. So wie man dann über Fehner hinausgeht und den naturwissenschaftlichen Geist in unseren anderen Aesthetikern und ästhetischen Hilfschriften zu fassen sucht, gerät man in trostlose Dede. Man nehme auch wieder Scherer's Poetik zur Hand. Das Exempel ist doppelt traurig, weil hier der denkbar größte „gute Wille“ vorhanden war. Was versteht Scherer unter Anschluß an die Naturwissenschaft? Auspug mit ein paar zufällig gefundenen Lappchen, die sofort überflutet werden mit voreiligen Hypothesen und geistreichen Apercus, greulichster, bis an's Lächerliche streifender Mißbrauch naturwissenschaftlicher Methode, — kurz ein Nichts, eine absolute Unfähigkeit, das Instrument selbst bei voller Einsicht seiner Unentbehrlichkeit auch nur einen Augenblick lang selbst zu handhaben.

Reichlich ebenso schlimm ist die Sterilität auf dem Gebiete der Ethik. Von unserer im Banne des naturwissenschaftlichen Geistes heranwachsenden natürlichen Morallehre, die ganze Dichter (ich erinnere an Ibsen, Tolstoi, auch Zola) unserer Tage als Entscheidendes, als eigentlich Charakteristisches beherrscht und die keineswegs von gestern auf heute pilzartig aus dem Boden gesproßt ist, finde man mir Spuren in den Urtheilen unserer Aesthetikern und Literaturgeschichten! Statt dessen belehrt uns Carriere über die „sittliche Weltordnung.“ Man wendet mir vielleicht ein, ich erwähne Carriere zu oft. Der Mann sei als Aesthetiker längst todt, schon Wischer habe ihn vernichtet. Nun denn, auch Wischer ist mehr oder minder ganz im Banne sehr ähnlicher Ideen, sobald es sich um Ethik handelt. Wischer hatte auf ethischem Gebiete ganz und nur den harten Kopf des Schwaben, der gewisse Sittlichkeitsfäße sich in der Jugend eingegraben hat und der nie und nirgendwo im innersten Kern empfänglich wird, für neue und freiere Anschauungen, so sehr er auch sich bewußt darum mühen mag. Den eclatanten Beweis, wie unsere ganze Aesthetik in diesem Sinne zurückgeblieben war, zeigte und zeigt zum Theil noch eben ihre Stellungnahme zu den modernen realistischen Dichterverken, in denen der Schritt zur natürlichen und entwicklungsfähigen Moral gethan ist. Nur aus einer Stagnation ohne Gleichen ist es zu erklären, daß unsere Schulästhetik fast einstimmig Kunstwerke von so tiefem ethischen Gehalte wie die Romane Zola's bei der ersten Kenntnissnahme für unsittlich erklären konnte. Hierzutrat in diesem Falle allerdings der oben gerügte Mangel an Fühlung mit dem Geiste der Naturwissenschaft, der so bedentfam gerade aus diesen Dichtungen sprach. Ähnliche Blößen hat man sich Ibsen gegenüber gegeben. Und hier läßt sich gleich der dritte Punkt anflügen, die Verachtung des Socialen in unserer Aesthetik. Ich denke hierbei nicht an Stellungnahme zu einer bestimmten Partei, sondern überhaupt an Sinn für sociale Probleme, für das Princip der Entwicklung auch auf diesem Gebiete. Es rührt das allerdings an einen wunden Punkt von sehr allgemeiner Natur. Die Dinge, um die es sich hier handelt, können nur sehr schwer in der Stille der Studierstube, zwischen den Folianten der Weltliteratur oder im verschlossenen Antikencabinet gelernt werden. Zu ihrem Verständnis muß der Aesthetiker nicht mit dem Katheder, sondern mit dem Leben selbst beginnen, er muß die gährenden Elemente der Gesellschaft, aus welcher seine Dichter, die er studiert, erwachsen, auch aus eigener Anschauung kennen lernen, er muß einen Schritt in die Wirklichkeit wagen, der recht sehr zu unterscheiden ist von dem oberflächlichen Stellungnehmen zu dieser oder jener politischen Augenblicksfrage. Nichts ist entsetzlicher, als der

Irthum, daß der Aesthetiker sich, wie man es genannt hat, „keusch“ vom brausenden Leben zurückziehen müsse, daß er in Glacehandschuhen wandeln und das „Profane“ als ein Erniedrigendes meiden müsse. Der Erfolg ist jene „Aesthetik der Bewunderung“ gewesen, die glücklich in Bund gerathen war mit allen Formen engherziger Prüderie, hohler Rhetorik und salonfähiger Spielerei, die der Kunst alle Untugenden des gemeinen Sports auslud, sie aber vom Wolke, vom eigentlichen Strome der Menschheit, von Jahr zu Jahr mehr entfremdete, wohingegen die Wissenschaft gerade bei diesem ihre höchsten und berechtigtesten Triumphe feierte.

Auch erkannte Sünden rächen sich. Unsere Zeit leidet bitter unter dem Unterlassungs-Bergehen der letzten fünfzig Jahre. In unserer ästhetischen Kritik herrscht ein bedenkliches Wirrwal, weil keine brauchbaren Bücher existieren, an denen vor allen Dingen der junge Kritiker (und der Kampf um's Dasein treibt gerade die Jugend in diese gefährliche Arena) sich bilden könnte. Schon allein der nachträgliche Anschluß der Aesthetik an die Naturwissenschaft erfordert eine Meilenarbeit, die erst zu thun ist. Noch hat sich keiner nur einmal daran gewagt, dasjenige zu sichten, was bereits von Seiten der Naturwissenschaft für diese Fragen geleistet ist. Wir bedürften einer auf das gesammte ethnographische Material gestützten Aesthetik der verschiedenen Menschenrassen, vor allem der Naturvölker. Wir bedürften einer grundlegenden Arbeit über die Entwicklung des Sinnes für Rhythmus bei den Thieren, und desgleichen einer großen Studie über die darwinistische Herleitung des Nachahmungstriebes. Noth thäte eine weit über Fehner hinausgehende Untersuchung des associativen Factors, unter welchem Gesichtspunkte eine ganz neue Kunstgeschichte zu schreiben wäre. Das sind nur ein paar Punkte aus Duzenden. Und es sind nur Probleme im Anschluß an die Naturwissenschaft. Nun kämen die ethischen — eine freie Behandlung der Liebesfragen, natürliche Theorien der tragischen Schuld, des humoristischen Elements u. s. f. Von neu gewonnenem Standpunkte wäre alles Alte, scheinbar Feststehende zu revidieren, eine neue Kritik an den ethischen Gehalt der Weltliteratur anzulegen. Der Conflict zwischen Glücksbedürfnis und Wahrheitsbedürfnis wäre darzulegen, die leidigen Schlagworte Realismus und Idealismus wären endlich zu erklären, vielleicht zu ersehen. Wenig Aufsätze zu alledem zeigen sich. Wohl bringt der Eine oder Andere in Form einer Broschüre einmal ein paar Gesichtspunkte, aber die Polemik, das Bedürfnis des Augenblicks verschlingt alles. Schon die rein materielle Seite hemmt die ästhetische Arbeit, die Verleger schütteln den Kopf vor größeren Manuscripten, die nicht „sensationell“ sind, nicht gleich ein paar Tagesberühmtheiten die Köpfe abschlagen und die Sturmtrummel rühren für Dichtungen desselben Verlages.

Was über eine Periode dieser Art hinwegrettet, das ist die Dichtung selbst. Sie erblüht nicht aus der Aesthetik, sondern aus dem Besten des gegenwärtigen Lebens selbst. Und wir haben eine solche triebkräftige, gewaltig emporkwachsende Dichtung, das ist schließlich mehr wert als aller Glanz der Aesthetik. Nichts hält sie auf, sie bricht sich gebieterisch Bahn. Sie verleugnet nicht die Naturwissenschaft, nicht die neue Ethik, nicht die sociale Umwälzung. Wenn die alte, niederstürzende, versinkende Schulästhetik ihr zornig zuzuruf, sie sei leer von Ideen, sei erbärmliches Photographieren, so darf sie mit Lächeln hinzuhören, denn es ist eher ihre Schwäche, daß sie überlastet ist mit Ideen, und mit dem Photographieren hat es gute Wege. Wer selbst in der Kunst mitarbeitet, der weiß am besten, was jener Narrenvorwurf von der „Photographentechnik“ besagt. Könnten wir doch mehr photographieren! Dann wollten wir noch ganz anderes leisten! Mit dem allernsten Einwande scheidet in der That die alte Aesthetik, indem sie uns das als Tadel anrechnet, was all' unser emsiges Bemühen überhaupt gar nicht erreichen kann und nie erreicht hat.

Wir stehen in einer Zeit der herben Gegensätze, das müssen wir eben ertragen. Zwischen fliegenden Kugeln die Fallgesetze zu studieren, ist ein mißliches Vergnügen. Wer Kraft in sich fühlt, wird heute lieber sich am Wettkreit der Dichtung bemühen anstatt am ästhetischen Bau. Es ist schon viel, wenn wir nur erst die großen ästhetischen Irrgärten als solche erkannt haben, wenn wir davon ablassen, die alten Wasserpuppen ewig neu zu kochen. Wie der grobe Materialismus Wunder gethan hat in der Naturwissenschaft, so muß ein gewisser grober Realismus dem Schaffenden vorerst Norm bleiben, die Zeit wird schon vor selbst kommen, wo die Begriffe sich

nachträglich verfeinern und eine gute Theorie den Auswüchsen der Praxis Halt gebietet. Die Grundzüge dieses praktischen Realismus bedürfen vorerst kaum irgend einer ganz festen Definition. Jeder der im guten Sinne Kind unserer Zeit und ihrer Ideen ist, muß ihn sich mit Nothwendigkeit aus gleichen Ursachen annähernd gleich entwickeln. Das ist die Hauptsache. Man sehe sich um: überall sind stille Gemeinden entstanden, die auch ohne eine gemeinsame ästhetische Bibel nahezu auf dasselbe hinausgekommen sind, Realisten, die Geist von ihrem Geist in dem Norweger Ibsen, dem Russen Tolstoj, dem Franzosen Zola wiedererkennen. Auch bei uns in Deutschland keimt es an den verschiedensten Orten, und es ist sehr einerlei, welche Form der große Gedanke sich im Einzelnen wählt, ob er sich ausdrückt in der tiefen Dichtung von Villiers de l'Isle-Adam oder in der feinen dramatischen Technik Gerhart Hauptmanns oder endlich in dem seltsamen Gewebe einer halb philosophischen Dichtung wie dem Menschenheitsliede von Heinrich Hart — immer und überall ist es ein ähnliches Wollen, ein Druck nach derselben Richtung, der zuletzt trotz aller theoretischen Klugelei auch ohne den Archimedespunkt einer neuen abstrakten Aesthetik in seiner Weise die Erde bewegen wird.



Liebe!

Eine Studie von Gustav Schwarzkopf (Wien).

Seit Wochen bin ich unfähig, Anderes zu denken; ich mag beginnen, was ich will, der eine Gedanke läßt sich nicht verjagen. Ich mußte auch oft alle Aufmerksamkeit zusammenehmen, um über gleichgiltige Dinge zusammenhängend sprechen zu können. Die Lippen wollten sich dem Zwang nicht fügen; sie verlangten, sie dürsteten danach, einen einzigen kurzen Satz auszusprechen.

Ich mußte ihn einmal aussprechen, wenn ich mich davor bewahren wollte, verrückt zu werden. Ich habe ihn leise vor mich hing gesprochen, einmal — zehnmal. Vergebens!

Er ließ sich damit nicht abfertigen. Er will gehört werden, er verlangt, daß man ihm Antwort gibt, daß man mit ihm rechnet.

Aber wen soll ich ihm wohl als Gegner stellen? Kann ich meinen guten Freundinnen, kann ich meinem Gatten anvertrauen, daß ich einen Anderen liebe? Kann ich meinen Mann ersuchen, mir mit Vernunftgründen und Sarkasmen meine Capricen auszureden?

Wohnt ich das nicht selbst? Wenn ich es mir ernstlich unternehmen wollte, mit mir selbst zu rechten, mir scharf und eindringlich meine Thorheit zu beweisen, sollte es mir nicht gelingen, mich frei zu machen?

Aber ich darf dies nicht allein der Gedankenarbeit überlassen. Die vernünftigen, meiner Thorheit feindlichen Gedanken wollen sich nie festhalten lassen, sie entflattern mir immer; ich muß sie fixieren, ihnen Gelegenheit geben wiederholt, laut, nachdrücklich zu mir zu sprechen. Wenn ich mich zwingen, darüber zu schreiben, mir meine Eindrücke klar zu machen, den sentimentalen Rückfischen gleich meine Gefühle zu analysieren, auseinander zu setzen, wie wenig für mich, wie wenig für ihn spricht, kann, nein, muß nicht in der Lächerlichkeit, die für mich mit solcher Arbeit verbunden ist, in der Scham vor mir selbst, die mich dabei überkommen wird, dieses unflüchtige Gefühl ersticken? Was ich meinem Verstand abgerungen haben werde, was von meiner Hand geschrieben vor mir liegen wird, muß auf mich wirken wie das mahnende oder spöttische Wort eines Anderen, muß einer unwürdigen Schwäche, einem Zustand, der mir Ruhe und Glück geraubt hat, ein Ende machen.

Ja, ich liebe. Ich schreibe es nieder und will es mir doch nicht glauben; es klingt mir fremd und ich starre es an wie ein Wort einer fremden Sprache, das keinen Sinn für uns hat. Ich habe das Wort in dieser Bedeutung nie geschrieben, nie ausgesprochen; ich zählte nicht einmal zu denen, die die Liebe leugnen oder verspotten, sie also unbewußt fürchten, mindestens sich mit ihr beschäftigen.

Ich bin zweiunddreißig Jahre alt geworden, und ich habe die Liebe nicht vermisst, nicht ersehnt, nicht gefürchtet; ich lebe seit zehn Jahren in zufriedener, sturmfreier Ehe, in einer Ehe, welche die Convenienz geschlossen, welche günstiges Zusammenstimmen der Charaktere zu einer fast glücklichen gemacht hat. Und nun liebe ich, zittere und zage ich wie ein sentimentales Gänsehen, kämpfe ich mit verzweifeltsten Stimmungen, mit unsinnigen Wünschen, mit Ausbrüchen des Schmerzes, der Wuth! Wen liebe ich? Er verkehrt seit Jahr und Tag in unserem Haus gleich vielen Anderen und wie die Anderen hat auch er sich mir mit jener traditionellen nichts sagenden Galanterie, mit jener schablonenhaften süßlichen Aufmerksamkeit genähert, die man der Frau des Hauses schuldig zu sein glaubt. Es ist also nicht etwa seine Neigung, welche die Leidenschaft in mir geweckt hat. Er ist um einige Jahre jünger als ich. Warum liebe ich ihn? Ist es Sinnlichkeit, hat es mir seine männliche Schönheit angethan? Nein. Seine Erscheinung ist nicht bedeutend, er ist nicht schön, nicht einmal hübsch, nur eben nicht häßlich, im besten Falle angenehm, sympathisch, wie hundert andere. Er ist gebildet, intelligent, begabt ohne irgendwie über ein anständiges Mittelmaß hinaus zu ragen, er hat gute Manieren, gefällige Umgangsformen, er versteht zu plaudern wie hundert andere, die mir vor ihm in den Weg getreten sind. Aber seine Liebenswürdigkeit ist durchaus nicht faszinierend, er heftigt nicht durch geistige Ueberlegenheit, er verblüfft nicht durch Originalität, Energie, Kühnheit oder Unternehmungsgeist. Es ist nicht dämonisch, nicht welt-schmerzlich interessant, er reizt und erbittert auch nicht. Sarkasmus, Ironie, Cynismus sind ihm fremd. Alles in allem ein Mensch, der seinen Platz wohl ausfüllt, keinen Anlaß zum Tadel gibt, sich aber auch durch Nichts von Anderen seines Reichens unterscheidet, durch Nichts eine besondere Aufmerksamkeit erzwingt. Vielleicht durch Eines. Er gilt für charaktervoll, für ehrlich und gewissenhaft, für peinlich anständig. Er ist es wohl auch, aber so viel ich weiß ist es ein Charakter, eine Anständigkeit, deren Wetterfestigkeit noch nicht erprobt wurde, und wäre sie's auch — wann ist es schon vorgekommen, daß eine Frau sich lebiglich durch den Charakter eines Mannes bestimmen ließ, ihn zu lieben? Also auch das ist gewiß nicht Grund und Ursache meiner Liebe. Was denn?

Warum gerade ihn? Warum nicht einen derjenigen, die um mich geworben haben, oder einen von denen, die ihn in jeder Hinsicht übertreffen? Warum? Wie albern ich frage! Wird eine schwere Krankheit, ein hitziges Fieber nicht oft durch eine geringfügige Ursache hervorgerufen?

Und ist dies Gefühl, das sie Liebe nennen, etwas anderes als ein hitziges Fieber? Ist man dagegen nicht wehrlos. Kann man dagegen ankämpfen? Nein. Ich liebe ihn, ich liebe ihn, ich liebe ihn!

Welch ein Widerspruch! Ich sage mir immerzu, daß er keinerlei Aufmerksamkeit verdient, daß seine Eigenschaften kaum mehr als gewöhnlich sind und doch kann ich nicht aufhören, ihn anzustarren und zu bewundern. Was ich bei Anderen gar nicht bemerken oder eben nur selbstverständlich und also nicht einmal der Beachtung und Erwähnung wert finden würde, bei ihm erscheint es mir außerordentlich. Ich finde es bewundernswert, daß er correct tanzen, leidlich erschreit es mir außerordentlich. Ich finde es bewundernswert, daß er correct tanzen, leidlich Schach spielen, ohne Stocken einen gewöhnlichen Trinkspruch ausbringen, ziemlich gewandt reimen kann, und wie eine Bäuerin schamlos verklärt und verzückt zu ihm auf, als hätte ich vorher dergleichen nie gehört und gesehen. Ist das nicht lächerlich?

Wie bin ich nur so weit gelangt? Wie ist es nur gekommen, daß er für mich diese Bedeutung gewonnen hat? Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur an einen Moment. Es war in einer Gesellschaft, welche auch er, Georg, sonst zu besuchen pflegte. Ich hatte gar nicht bemerkt, daß er nicht anwesend war. Plötzlich mitten in einer geräuschvoll geführten lustigen Unterhaltung, an der auch ich mich lebhaft beteiligte, plötzlich vermisste ich ihn. Ganz ohne Anlaß. Es war an der auch ich mich lebhaft beteiligte, plötzlich vermisste ich ihn. Ganz ohne Anlaß. Es war weder sein Name genannt noch irgend ein Wort gesprochen worden, das meine Gedanken auf ihn hätte lenken können. Mit meiner fröhlichen Laune war es auf einmal vorbei. Ich empfand eine Leere, ein Unbehagen, das sich nicht verschuchen lassen wollte, mich überkam jene Stimmung, in der uns alles um uns her nichtig und zwecklos erscheint, die uns nicht mehr so viel Energie übrig läßt einen Wunsch zu formen, einem Sehnen einen Namen zu geben, einer auf uns

einstürmenden Gefahr zu entrinnen — die Apathie vor einer schweren Krankheit. In den folgenden Tagen beschäftigten sich meine Gedanken oft mit ihm, ohne daß mir einfiel diesen Gedanken zu wehren, und als ich ihn wieder sah, als er zur üblichen Begrüßung meine Hand an seine Lippen drückte, da durchzuckte es mich heiß. Von diesem Augenblick an liebte ich ihn. Ihn? Eigentlich liebe ich ja gar nicht ihn. Ich habe ihn ja nicht gewählt. Das unverbrauchte Gefühl in mir hat sich, ohne meinen Geschmack zu befragen, einen Gegenstand erwählt, an dem es sich austoben kann. Ich habe mir das ganz prosaisch, ganz geschäftsmäßig zurechtgelegt. Jeder bekümmert auf seinen Lebensweg ein gewisses Quantum Liebe mit. Die meisten zerplündern es in unzähligen Schwärmereien, Freundschaften, Liebeleien und galanten Abenteuern, einzelne verbrauchen es auf einmal für eine große Leidenschaft. In mir hatte es sich angesammelt, nichts davon war vergeudet worden und eines Tages verlangte es ungestüm verausgabt zu werden, wie ja auch die überflüssige physische Kraft nach Verwertung schreit.

In diesem kritischen Moment habe ich an ihn gedacht und daher kommt es, daß ich ihn zu lieben glaube. Ja, so wird's wohl sein. Und das ist es wohl auch, was sich in mir empört gegen diese Liebe, was mich hindert dieser Liebe ihr Recht zu geben. Nicht Tugend, nicht Pflichtgefühl, nicht kleinliche Rücksicht auf die Meinung der Welt würden mich abhalten, mich zu dem äußersten treiben zu lassen, wohin mein Gefühl mich treiben wollte, wüßte ich nur, daß mich dieses Gefühl nicht narret. Aber etwas in mir sagt mir, daß ich im nächsten Augenblick bereuen, daß ich statt Glück und Befriedigung nur Demüthigung und Enttäuschung finden würde. Könnte ich überhaupt diese Bedenken haben, wenn mein Gefühl ein echtes, reines, unbeeinflusstes wäre, wenn ich ihn liebte?

Also, ich liebe ihn nicht. Und doch bleibt mir nichts erspart, und doch muß ich alle Qualen und Zweifel erdulden, gegen meinen Willen alle die Thorheiten und Lächerlichkeiten begehen, die der Ueberlieferung nach die getreuen Begleiter des echten Gefühls zu sein pflegen. Zu was habe ich mich schon verleiten lassen und was thue ich noch?

Wie viel List habe ich angewendet, wie viele Vorwände verbraucht, um ihn zu besuchen zu veranlassen, um gefellige Zusammenkünfte zu ermöglichen, die Dauer einer Gesellschaft, in welcher er anwesend ist, um eine halbe Stunde, oft nur um Minuten zu verlängern! Wenn ich jetzt in Gesellschaft spreche, so spreche ich nur für ihn, nur seinetwegen scheint es mir noch der Mühe wert, Verständnis zu zeigen, einem Gedanken eine gewähltere Form zu geben, und wenn ich bemerke, daß er nicht zuhört, daß er seine Aufmerksamkeit einer anderen Gruppe zugewendet hat, so verliere ich den Faden, gerathe in's Stocken und Stammeln. Ich empfinde es als Belästigung, wenn Andere das Wort an mich richten; wenn er anwesend ist, sind alle Anderen für mich nicht existenzberechtigt es erscheint mir anmaßend und zudringlich, daß sie sich geltend machen, meine Theilnahme erzwingen wollen.

Durch geschickt gestellte unauffällige Fragen ist es mir gelungen, seine Zeiteinteilung zu erfahren; ich weiß, zu welcher Stunde er eine bestimmte Straße passieren muß, und oft genug komme ich dem Zufall zu Hilfe, um ihn zu sehen; glücklich, wenn er mich bemerkte, wenn ich seinen Gruß erwidern kann, unglücklich, wenn eine Verspätung, ein unvorhergesehenes Ereignis, ein wirklicher Zufall mir diese kümmerliche Freude verdirbt. Ich kenne seine Verwandten, seine Freunde, harmlos unbedeutende junge Leute, die mir von jedem Gesichtspunkt aus gleichgiltig sein müßten, wenn aber einer von ihnen meinen Weg kreuzt, so kann ich mich nicht zurückhalten, ihm mit einem eigenthümlichen Interesse nachzusehen. Gehört er doch zu ihm, hat vielleicht schon mit ihm gesprochen oder wird an diesem Tage noch mit ihm sprechen. Ich habe einen langen und langweiligen, wirklich albernen Zeitungsroman bis zum Schlusse gelesen, nur darum, weil der Held des Machwerkes seinen Vornamen trug, auch Georg hieß. Ist das alles lächerlich genug?

Merkwürdig genug, die Vergötterung, die ich ihm widme, hält mich durchaus nicht ab, ihm Unangenehmes zu sagen. Im Gegentheil. Es drängt mich förmlich dazu, es gewährt mir Lust und Befriedigung ihn zu necken, zu verspotten, zu demüthigen, zu verlegen. Es ist, als wollte

ich mich rächen dafür, daß meine Willenskraft gelähmt, daß von meinem Denken und Fühlen Besitz ergriffen wurde; es ist etwas von dem Troß des zum Sklaven gewordenen Freien, dessen Unabhängigkeitssinn sich aufbäumt gegen Druck und Zwang. Ich, den Schwächen aller Anderen gegenüber so tolerant, ich mache es mir zur Aufgabe ihn förmlich zu überwachen, ihm jeden Widerspruch, jedes Schwanken, jede Nothlüge, jede Uebertreibung, jede Banalität rücksichtslos vorzuwerfen. Es beschämt und verlegt mich auch wirklich, wenn auch er sich, wie dies jedem geschieht, dergleichen zu Schulden kommen läßt. Vielleicht ist's auch Hochmuth, der mich so handeln läßt, der egoistische Wunsch, denjenigen, der mich unterjocht hat, der mich gegen meine bessere Einsicht zwingt, zu ihm aufzublicken, frei von Fehlern, möglichst vollkommen zu sehen. Aber ich zucke zusammen, wie ich es unter einem mir geltenden Schlag thun würde, wenn irgend ein Anderer in seiner Abwesenheit über ihn eine an sich noch so harmlose Bemerkung macht oder ein leise tadelndes Wort ausspricht. Sonderbar! Ich mag's auch nicht leiden, wenn man ihn mir gegenüber lobt. Auch das berührt mich peinlich, wie eine Entweihung, eine Entschleierung.

Alle Welt soll wohl das Höchste von ihm halten, aber nur ich soll das Recht haben, seinen Namen auszusprechen. Mit wirklicher Tollheit läßt sich eben nicht rechnen.

Ich habe es auch schon bis zur Eifersucht gebracht, und zwar gleich bis zur unsinnigsten Abart dieser lächerlichen Marter, bis zur Eifersucht auf die Vergangenheit.

Jemand erstattete Bericht über ein Maskenfest, das er besucht hatte und meinte, daß sich diese Art von Vergnügungen überlebt habe. Einige Herren waren anderer Ansicht, auch er plaidierte für das Weiterbestehen dieser Feste. Die Herren gaben, soweit die Rücksicht auf mich dies zuließ, andeutungsweise ihre Erfahrungen und Erinnerungen zum Besten, rühmten discret und sich selbst ironisierend, ihre billigen Eroberungen. Er schwieg wohl, aber er nahm lebhaften Antheil an dem Gespräch und in seinen Augen blitzte es erinnerungsfreudig auf. Wie ich ihn in diesem Augenblicke hasste, ihn und die Geschöpfe, mit denen er an diesen Orten verkehrt haben mochte! Und welche Ueberwindung es mich kostete ruhig zu bleiben, die Thränen des Schmerzes, der Wuth zurückzuhalten, die mir in den Augen brannten. Der Anlaß beschwor plötzlich etwas in mir herauf, woran ich unbegreiflicher Weise bisher noch nicht gedacht hatte. Ohne Zweifel hat er auch jetzt eine Geliebte. Wer mag sie sein? Wie mag sie aussehen? Die Vorstellung, daß er eine Andere lieben, die Liebesbeweise einer anderen nur dulden, erwidern könne, machte mich fast wahnsinnig. Und das nicht hinausschreien zu können, ruhig bleiben, lächeln müssen!

Ob er mich wohl lieben würde? Hier und da glaubte ich zu bemerken, daß er Interesse, eine wärmere Empfindung für mich hege, welcher er nicht Worte zu geben wagt, die er sich vielleicht selbst nicht gesteht. Er muß es ja wohl für aussichtslos, mehr noch, für compromittierend halten, um die Gunst einer Frau zu werben, die als kühl und unnahbar gilt, die wahrlich nicht den Eindruck macht, eine leichte Beute zu sein. Wenn er aber auch jetzt noch nichts für mich fühlt, er würde mich lieben, wüßte er erst um meine Liebe. Auch darin unterscheidet er sich nicht von den meisten, daß die Gewissheit, geliebt zu werden, ihm lebhaftere Dankbarkeit einflößen, eine wenn auch kurzlebige Leidenschaft in ihm erwecken würde. Mindestens würde es seine Eitelkeit reizen, der Liebhaber einer Frau zu werden, welcher von allen Seiten noch die Verechtigung zugestanden wird, zu lieben und geliebt zu werden. Die „achtungsvolle Freundschaft“, die er für meinen Gatten zur Schau trägt, würde wahrlich kein Hindernis für ihn sein, seiner Eigenliebe diese Befriedigung zu verschaffen. Aber er ahnt ja nichts, er ist kein Menschen-, kein Frauenkenner, er weiß Stimmungen nicht zu deuten, er versteht es nicht aus verrätherischen Anzeichen, welche die größte Selbstbeherrschung oft nicht zu unterdrücken vermag, Schlüsse zu ziehen; er ist ein Kind, das an eine Freundschaft zwischen Mann und Weib zu glauben scheint.

Ich habe mich getäuscht, wenn ich annahm, daß die Lächerlichkeit, welche unlegbar darin liegt, breit ausfächerlich sich selbst seine eigenen Gefühle zu schildern, mich von dem Bann

befreien, mich heilen werde. Ich bellege mich selbst, wenn ich — angeblich noch immer in der Verfolgung desselben Zweck's — diese Arbeit fortsetze. Es ist nur ein Vorwand. Es gewährt mir Befriedigung, von ihm zu sprechen.

Mehr als sechs Monate sind es nun, daß ich an diesem Elend kranke. Könnte ich doch ein Ende machen! So oder so.

Aber mehr als je sträubt sich der Trost in mir, dieser Schwäche nachzugeben, mehr als jemals fürchte ich die Ernüchterung, die Neue. — Unbegreiflich ist mir, daß niemand ahnt, was in mir vorgeht. Unwillkürlich, ja gegen mein Vornehmen, ja gegen mein mir selbst gegebenes Wort, schlage ich im Gespräch mit ihm oft einen Ton an, der nach meiner Ansicht mich verrathen müßte. Ich werde gereizt, launisch, ich quäle ihn, ich lasse mich zu boshaften, spitzigen Bemerkungen hinreißen. — Für Minuten verschafft mir das Erleichterung, dann verflüchtigt sich der künstlich angefachte Zorn, ich bereue meine Unart, meine Härte, ich möchte ihn um Verzeihung bitten, ich möchte mich vor ihm demüthigen, ich möchte irgend ein ungeheures Opfer bringen, um ihm zu zeigen, wie ich bedauere, ihn gekränkt zu haben. — Gut, daß ich meinem Verlangen nicht nachgeben kann. Meistens kann ich die Wahrnehmung machen, daß er meine Gereiztheit gar nicht bemerkt, sich durchaus nicht verletzt gefühlt hat. Diese Gleichgiltigkeit, diese Nichtachtung erbittert mich wieder. Also nur ich soll leiden! Und ich leide wirklich.

Ich wollte diesen Leiden entrinnen. Eines Tages überkam es mich wie eine Erleuchtung, daß vielleicht nur dadurch, daß ich fast täglich Gelegenheit finde oder suche, ihn zu sehen, diese Leidenschaft in mir genährt und gesteigert wird. Entfernung, Veränderung des Aufenthaltes, Zerstreuung, sie würden dem Unsinn wahrscheinlich schnell ein Ende machen. Ich rang es meiner Wehleidigkeit, meiner sich zärtelnden und sträubenden Empfindung ab, unter irgend einem Vorwand die Stadt zu verlassen, mir die Rückkunft vor dem Ablauf von vierzehn Tagen unmöglich zu machen.

Was habe ich gelitten in diesen vierzehn Tagen! Nun lernte ich kennen, was Sehnsucht ist. Nun, da ich ihn nicht mehr sah, brachte ich es auch nicht mehr fertig, kühl über ihn zu urtheilen, meine Leidenschaft dadurch zu paralytisieren, daß ich dem Gegenstand derselben alles Außergewöhnliche, jede höhere Bedeutung absprach. Die Entfernung ließ ihm Vorzüge, die er wirklich nicht besitzt. Fern von ihm schien es mir, als wären alle meine Bedenken unsinnig, als müßte es wirklich unnennbare Seligkeit sein, ihm anzugehören. Wie habe ich meinen Gedanken, mich freiwillig des Glücks zu berauben, ihn zu sehen, verwünscht! Ich habe die Stunden und schließlich die Minuten gezählt, die ich noch fern von ihm verbringen mußte. Auf der Fahrt nach Hause, — ein längerer Aufenthalt in irgend einer Station irritierte meine Nerven bis in die Fingerspitzen, machte mich weinen vor Ungeduld — faßte ich den Entschluß, blind meiner Leidenschaft zu folgen auf die Gefahr hin, eine nicht wieder gutzumachende Thorheit zu begehen, lächerlich zu werden, auf die Gefahr hin, zu bereuen. Wenigstens würde ich einen einzigen Augenblick gefühlt haben, was alle preisen. Ich kam an und sah ihn wieder. Der Zufall fügte es sogar, daß wir eine kurze Zeit allein blieben. Die Stunden vorher hatte ich in namenloser Erregung zugebracht. Und nun, da er mir gegenüber saß, nichts von der Freude, nichts von dem Wohlgefühl, nichts von der intensiven Befriedigung, die ich erhofft, mit Sicherheit erwartet hatte — nur Verlegenheit, Unbehagen, das sich steigerte und sich allmählich als ehrliche Enttäuschung entpuppte. Es wäre mir ebenso unmöglich gewesen, in diesem Augenblick meinen Entschluß auszuführen, als es mir unmöglich gewesen wäre, mich dem Ersten Besten von der Straße anzubieten. Mehr noch, mein Entschluß erschien mir in diesem Momente als eine Ungeheuerlichkeit, für die es keine Entschuldigung gab. Für diesen Menschen wollte ich das thun! Ich konnte nicht umhin, ihn mit einem mitleidigen, fast verächtlichen Blick zu streifen. Und dieser Mensch hat mich zu Ausbrüchen der Verzweiflung veranlaßt, um dieses Menschen willen habe ich Nächte durchwacht, habe ich gekämpft und gerungen mit mir selbst. Eine Stunde lang wurde ich von dieser Stimmung beherrscht, eine Stunde lang glaubte ich mich befreit. Und als er Abschied nahm, kam es wieder

mit aller Gewalt über mich, das Entsetzliche, und mehr als jemals fühlte ich, daß ich ihm verfallen bin.

Das alte Spiel hat wieder begonnen, aber es wird unerträglich, es geht über meine Kräfte. Was will ich denn eigentlich? Aus welchen Bestandtheilen setzt sich denn dieses unerklärliche Gefühl zusammen, unter dessen Herrschaft ich stehe?

Was muß ich thun, um es mit der Wurzel auszureißen?

Man erzählte gestern von einer schönen jungen Frau, die plötzlich Spuren geistiger Zerrüttung gezeigt hatte und in eine Heilanstalt gebracht werden mußte. Allgemein beklagte man ihr Schicksal. Ich beneide sie. Ich beneide alle diejenigen, die nicht mehr denken, sich über sich selbst nicht mehr Rechenschaft geben können.

Es ist zu Ende. Er hat sich verlobt. Lächelnd mit freudestrahlender Miene hat er uns es angezeigt. Ich habe es fertig gebracht, ihm Glück zu wünschen. Für solche Kunststückchen reicht die Kraft aus; dafür verbraucht man seine Energie. Die Ausrufe des Erstaunens, die übliche freundige Aufregung, welche die Nachricht erweckte, ihnen ist es zu danken, daß man mich unbeachtet ließ, daß ich Zeit fand, mich zu sammeln. Welch' ein Gewinnst! Und wenn man es nun bemerkt hätte! Als ob ich mich darum kümmerte!

O, ist es nicht erbärmlich! Während ich unfähig litt, feinetwegen litt, gehörten alle seine Gedanken einer Anderen. Das ist tödtlich lächerlich für meine Eigenliebe, für meinen Stolz, ich fühle das, der Stachel sitzt, es müßte genügen meine Liebe in Haß zu verwandeln. Und ich liebe ihn noch!

Er ist für mich verloren. Nun hab' ich's erreicht. Nun ist wirklich ein Hindernis vorhanden. Jetzt kann, jetzt darf ich nicht mehr sprechen.

Wenn er auch nicht gerade eine stürmische Liebe für seine Braut zu empfinden scheint, gleichviel; auch mit einer nur maßvoll temperierten Neigung im Herzen, von der man das Glück seines Lebens erhofft, hat man nicht Lust, der Slave einer fremden Leidenschaft zu werden. O, über mein Bedenken, o über meine Furcht vor Neue!

Nein, es kam, es darf nicht sein! Ich darf ihn nicht ganz verlieren, das ist nicht möglich! Wie sollte ich denn weiter leben? Mag er einer Anderen angehören, wenn ich ihn nur zeitweilig sehen, nur seine Stimme vernehmen, nur seine Hand berühren darf. Mein Stolz ist gebrochen, ich bin feige und schwach geworden, — bin zu jeder Demüthigung, jeder Entwürdigung bereit, um mir diese erbärmliche Befriedigung zu erkaufen.

Ich sehe ihn nicht mehr. Natürlich, seine gesammte Zeit gehört ihr. — Ich bin merkwürdig ruhig geworden. Es ist als ob nicht mehr Kraft genug in mir wäre für Schmerz und Verzweiflung. — Ich bin müde, furchtbar müde — ich kann nicht lesen, nicht arbeiten, das Sprechen verursacht mir physische Qual. Alles ist mir gleichgiltig geworden. — Früher habe ich ich meinen Tag damit zugebracht, mir seine Worte, den Klang seiner Stimme in Erinnerung zu rufen, — nun ist's auch damit vorbei, — meine Gedanken wollen nicht mehr folgen, — auch sein Bild flackert unruhig vor mir hin und her — meine Stirne brennt, meine Hände glühen wie im Fieber, — ich kann nicht mehr schreiben.

Vier Monate sind es her, daß ich das vorstehende Bulletin über meinen Zustand ausgab. Nur eines ist mir klar in Erinnerung. Ich weiß, daß ich mich tödten wollte, und daß ich der Sentimentalität, an der ich kranke, bis zum Neufsersten nachgebend, die Absicht hatte, vor meinem Ende ihm alles zu sagen.

Es schien, als ob das Schicksal mir den Selbstmord ersparen wollte. Ein heftiges Nervenfieber überfiel mich, und wochenlang schwebte ich zwischen Leben und Tod. Die Kraft meiner Natur hat über beide Fieber den Sieg davongetragen.

Als ich zum erstenmale wieder die Fähigkeit in mir verspürte, zu denken, forschte ich nach meiner „Liebe“. Sie war nicht mehr da. Die Mittel, die das Fieber vertrieben hatten, haben auch sie in die Flucht geschlagen.

Ich konnte wieder frei aufathmen. Noch zweifelnd, versuchte ich die Probe auf die Rechnung zu machen. Absichtlich, ohne mich zu schonen, wie jemand, der ehrlich seine Stärke prüft, beschwor ich alles herauf, was früher mir Glück und Dual bereitet hatte. Unsonst: Die Wirkung blieb aus. Ich habe dann gelesen, was ich über mich selbst geschrieben, an mir selbst beobachtet haben wollte. Zum Theil erschien es mir komisch, zum Theile unbegreiflich.

Habe ich es nicht immer gesagt? Es gibt eine Disposition, zu lieben, wie es eine Disposition gibt, krank zu werden.

Ist diese Disposition vorhanden, dann wird ein unbedeutender Mensch der Gegenstand einer großen Leidenschaft.

Gestern habe ich „ihn“ gesehen. Er hat mir seine junge Frau vorgestellt.

In den ersten Augenblicken empfand ich ihm gegenüber Scham und Verlegenheit, wie man einem Menschen gegenüber sie fühlen mag, der Zeuge oder Ursache unserer Schwäche war, dann hatte ich gute Lust, ihm zu zürnen. Endlich gewann ein besseres Gefühl in mir die Oberhand. Eigentlich bin ich ihm, seiner Kurzsichtigkeit, seinem Mangel an Verständnis Dank schuldig. Hätte er mich verstanden, hätte er die gute Gelegenheit benützt, was wäre aus mir geworden!



Thor's Antwort.

Von Hermann Friedrichs (St. Goar).

Schwing deinen Riesenhammer, mächtiger Thor,
Der du ein Feind stets warst der finstern Mächte
Und ein Erlöser, wo die Menschheit litt . . .
Schwing deinen Hammer, das die Welt erzittert,
Zerschlage, was da nichtig, alterschwach,
Und schmiede uns in heiligen Flammengüssen
Nun endlich ein Gesetz der Menschenrechte,
Das unantastbar ist für alle Zeit!

Schau an! Mit Füßen treten die Gewaltigen
Der Erde stets des Menschen hehres Recht
Und scheun sich nicht, mit Blute zu besudeln
Den lichtgewobnen Fittig seiner Würde.
Im Staube schleift er — tiefer, immer tiefer
Beugt ihn die Schmach . . . den lichten Glanz
verdunkelnd
Gen Himmel raucht das Blut, das Menschenblut.
Der Willkür Luft.

Schwing deinen Hammer, Thor,
Ein eisernes Gesetz des Rechts zu schmieden,
Das kein Gewaltiger je zerbrechen kann! . . .

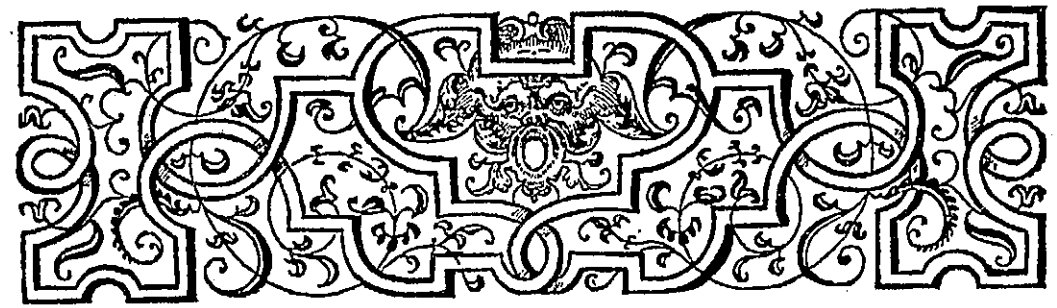
„Es ward geschmiedet,“ donnert seine Stimme,
Durch Wolfenberge rollend, an mein Ohr,
„Als sich die Menschheit ruhbar machen lernte
Die Segnung der Vernunft, die sie erhob
Hoch über alle Sprößlinge der Sonne.
In heiligen Flammengüssen ward's mit Lust

Der Kraft urenigem Kreislauf angeschmiedet
Und unzerstörbar ist's wie die Natur,
Ja, unzerstörbar wie mein Hammer selber!

Doch da die Menschheit einst sich unterstand
An ihm zu rütteln, seiner Macht mißtrauend,
Geriet in Fesseln wieder die Vernunft. . .
Und also quält sich nun durch eig'ne Schuld
Die Menschheit in dem selbstgeschaffnen Joche;
Und sie verdient, was sie sich selbst erschafft!

Ich bin nur eine jener ewigen Kräfte,
Die, wie der Mensch, im Dienst des Ganzen steh'n!
Was ruft er mich? Er sprengt jene Fesseln,
Er rafft auf sich wieder, unverzagt,
Zum freien Walten seiner Geisteskräfte —
Und meines Hammers, Freund, bedarf er nicht,
Um durch das rettende Gesetz des Rechts
Auf's neue sich zur Würde aufzuschwingen.

Das aber sei mein letztes Wort dem Menschen:
— Brauch deine eig'nen Kräfte, Sohn der Kraft,
Die unvergänglich, mußt du selber auch
Auf Nimmerwiederkehr in's Grab einst steigen. . .
Brauch deine Kräfte, daß die Welt erzittert,
Und ring dich mächtig von den Banden frei,
Die der Vernunft du schufst im Glaubenswahne,
Bang zweifelnd, ach! an deinem eignen Wert!



Die Berliner Theater und die Literatur.

Von F. v. Kapff-Essenther (Berlin).

Das Ausflühen des Berliner Theaterwesens ist vielleicht einzig in der deutschen Theatergeschichte. Die deutsche Kaiserstadt besitzt gegenwärtig vier Schauspielbühnen mit erstem Repertoire und höheren literarischen Streben (Königliches Schauspielhaus, Lessing-, Berliner und Deutsches Theater) außerdem zwei Bühnen, welche die französische Komödie kultivieren (Messeuz- und Wallnertheater) drei Possentheater, ein Haus für Musikstücke, zwei vorstädtische Volksbühnen, nächst der Königl. Oper noch ein eigenes Operentheater und eine Sommerbühne für leichteres Operngenie (Kroll). Da alle diese Theater in Ganzen gut besucht sind, so darf man Berlin als Theaterstadt höchstens mit Paris vergleichen. Im ganzen wird überall gut, zum Theil vortrefflich gespielt und sehr sorgfältig inscenirt und wir müssen uns die Frage aufwerfen: Welche Vortheile hat die Literatur von diesem beispiellosen Aufschwung bisher gehabt? Welche Impulse hat die dichterische Bühnenproduction gewonnen? Natürlich kommen bei Beantwortung dieser Frage nur die vier erstgenannten Bühnen in Betracht.

Was die übrigen betrifft, so bringen sie nicht nur alle guten, sondern auch alle schlechten Pariser Novitäten; das deutsche Volkstheater findet nirgends eine Heimstätte, Anregung und Förderung und die Berliner Localposse ist zu einem zusammenhanglosen Wüßhinn herabgeunken, der umso mehr an die besten Opernzeiten erinnert, da in diesen Posen der sinnloseste Prunk entwickelt wird.

Nur das Königl. Schauspielhaus, welches unseres Erinnerns noch nie einen der Literatur angehörenden Leiter hatte, besitzt auch in dieser Richtung keinen Ehrgeiz. Es bringt anständige Aufführungen klassischer Stücke und kultivirt außerdem im modernen Schauspiel das „Garnlose“, wie es sich für sein wohlgezogenes Publicum aus dem Geheimrathsviertel zieht. Hugo Lubliner, Francis Stahl, Heyden, die nach bewährten Mustern arbeiten, sind seine Hausdichter. Die Bühnendichtungen von Heyse werden gewissenhaft aufgeführt. Die neueste literarische That dieser Bühne war die Neueinstudierung von — Benedix's *Aschenbrödel*! Das Jugstück dieses Hauses sind *Wildenbruch's Dantow's*, welches vaterländische Drama seinen Traditionen entspricht. Mehr erwarten dürfte man vom „Deutschen Theater“ mit seinem unvergleichlichen Zusammenspiel, seiner klüchtigen, zielbewußtesten Leitung. Auch hat sich diese Bühne wirklich literarische Verdienste erworben u. zw. durch die vortreffliche Wiedergabe älterer und neuerer Dichtungen, die nur durch ihre Musikaufführungen lebendig wurden. So Grillparzer's *„Jüdin von Toledo“* und *„Wehe dem der lügt,“* diese Dichtungen vermochten nicht einmal im Wiener Burgtheater zu leben, hier wurden sie Jugstücke im besten Sinne. Ganz ebenso glücklich war die Aufführung von Faust, zweiter Theil. Dagegen hat die moderne Production dem „Deutschen Theater“ so gut wie nichts zu danken. Die *„Berühmte Frau“* bildete lange den Hauptbestandtheil des modernen Repertoires, neuer ist es ein Lustspiel von Rosen, nachdem Windar's Schauspiel *„Der Schatten“* infolge der darin enthaltenen psychologischen Unmöglichkeiten abfiel.

Auch das Berliner Theater pflegt hauptsächlich das klassische Repertoire, insbesondere Shakespears. In literarischen Entdeckungen ist der Leiter dieser Bühne, Ludwig Barnay nicht veranlagt; er hält sich an das Alterproble. In seinem Theater wird fleißig und nicht ohne Glück gemeinert, stilvoll inscenirt und mittelmäßig gespielt. Mit neueren Stücken hatte diese Bühne wenig Glück, da gab es einen Abfall nach dem andern, Ludwig Fulda's *„Die wilden Jagd“* ausgenommen, welche hier ihren Ausgang nahm. Strebbarkeit ist Barnay höchstes Lustspiel, „Die wilden Jagd“ ausgenommen, welche hier ihren Ausgang nahm. Strebbarkeit ist Barnay nicht abzuspochen, wohl aber das literarische Verständnis, das zielbewußteste Programm. Es brachte neuer bereits errang und ein großes Sensationsdrama von Stobitzer, *„Thyra,“* welches abgelehnt wurde. — Nun bleibt noch das Lessingtheater mit seinem anspruchsvollen Titel und seinem literarisch gebildeten febergewandten Director Osar Blumenthal, der uns ein Theater der Lebenden verspricht. — Von ihm, der solange das kritische Nichtschwert geschwungen, dürfte man neue Bahnen, neue Impulse, literarische Thaten erwarten. Und was war der große Schluger seiner ersten Saison? Die *„Affaire Clemenceau“* von Dumas und Actois, ein französisches Ehebruchdrama schlimmster Sorte, mit mangelhafter psychologischer Entwicklung, krassem Schluß und sehr wenig belletrischen Frauengestalten. *„Affaire Clemenceau“* wurde über hundertmal gegeben. Man bedenke dabei, daß es hier außerdem zwei Bühnen gibt, welche keinen andern Ehrgeiz haben, als den selbst, wahllos experimentirend, nach äußeren Erfolgen und Börsen, Moser und Treisch, Richard Woss und sich selbst, wahllos experimentirend, nach äußeren Erfolgen haschend. Einen neuen Namen, eine neue Richtung, eine reformatorische Anregung haben wir auch von

Blumenthal nicht erhalten, ein trauriges Beispiel, wie schwach kritische Geister werden, wenn sie Positives zu leisten berufen sind. Fassen wir aber das ganze Endergebnis der vorigen, mit so großen Hoffnungen begrüßten Saison zusammen, so ergibt sich Zuida's „Wilde Jagd“ und die „Affaire Clemenceau“ als factische Bereicherungen der deutschen Bühne. Ludwig Zuida aber war schon vorher durch sein Lustspiel „Unter vier Augen“ aufgefallen und die „Affaire Clemenceau“ war schon als Roman allbekannt. Somit gewiss ein trauriges Resultat! — Vielleicht war diese Unergiebigkeit der neuen theatralischen Aera mit die Ursache, das Ereignis der heurigen Theater Saison ins Leben zu rufen, die „freie Bühne“! Angeregt durch das „Theatro Libre“ in Paris bildete sich hier ein, aus hervorragenden Schriftstellern und Journalisten bestehender Verein, welcher Bühnenstücke, denen die öffentlichen Theater sich verschlossen, zur Aufführung bringen wollte, ein Verein mit stolzem reformatorischen Programm. Die erste Aufführung, die er uns brachte, waren die hier verbotenen „Gespenster“ von Ibsen, die zweite „Vor Sonnenaufgang“ ein sociales Drama von Gerhart Hauptmann. Ein seltener, fast unerhörter Fall, daß ein ganz junger, bisher kaum genannter Autor an erster Stelle, in unvergleichlicher Darstellung, vor dem erlesensten Publikum zu Worte kam! Das Drama „Vor Sonnenaufgang“ ist die stärkste, rücksichtsloseste naturalistische Leistung, welche je auf die Bühne gebracht wurde und rief einen Theaterandal hervor, einen Kampf zwischen der Entrüstung der unbetheiligten und dem Enthusiasmus der befreundeten Zuschauer, wie ihn ein deutsches Schauspielhaus vielleicht noch nicht erlebt hätte. Da haben wir nun den neuen Namen, die neue Richtung, den reformatorischen Impuls! Darf man sich darüber freuen, darf man neue Hoffnungen daran knüpfen? Verweilen wir einen Augenblick bei dem Hauptmann'schen Drama. Es steht ganz offen unter dem Einfluß Ibsen's. — Wie der norwegische Dichter in den „Gespenster“ die verhängnisvollen erblichen Folgen erotischer Exzesse schildert, mit einer grausamen Consequenz, wie sie das Leben glücklicherweise nicht kennt, so hat Hauptmann in selbem Sinne den Alkoholismus auf die Bühne gebracht. Ein verkümmertes, sinnlos betrunkenes Bauer torkelt gröhnend über die Bühne. Seine junge Tochter säuft, sein dreijähriges Enkelkind greift nach der Schnapsflasche; seine zweite Tochter, die nicht trinkt, wird von dem geliebten Manne verlassen, weil dieser für seine Nachkommenschaft erbliche Folgen fürchtet. Nebenbei noch eine freche Ehebrecherin, ein gemeiner Schlingel, der mit der Mutter buhlt und um die Tochter nicht u. s. w. Die wärmsten Freunde Hauptmann's werden zugeben, daß diese Anhäufung von Greueln in einem deutschen Bauernhause nicht realistisch ist. Freilich auch Ibsen treibt seine Voraussetzungen auf die Spitze, wird dadurch bisweilen unrealistisch, aber er entschädigt uns dafür durch die unvergleichliche Lebenswahrheit seiner Gestalten, durch den genialen Realismus der einzelnen scenischen Bilder. Gerhart Hauptmann aber schildert keine Menschen als solche, sondern personificiert nur seine Ideen. Der alte Bauer, das ist der gemeine Soff, seine Frau das ist der Ehebruch, sein Schwiegersohn — Geldgier und Charakterschwäche, der Ingenieur Loh, der traurige Held des Stückes, der Socialismus u. s. w. Genau so sind die Idealisten und Romantiker von einst verfahren. Sie haben ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit ihre rosigen Ideale ausgestaltet. Die jungen Naturalisten in der Art Hauptmann's verfahren ganz ähnlich, sie verarbeiten ihre pessimistischen Meinungen ohne tiefer in das Leben zu blicken. Die Dichtkunst aber hat, ebenso wie die Wissenschaft nach inductiver Methode zu verfahren, d. h. aus den Dingen die Ideen abzuleiten, nicht umgekehrt. Nicht alles was schmutzig ist muß auch wahr sein. Die Aufgabe des Dichters ist es, den großen verführerischen Ausgleich zu finden, den die Natur in ihrer heilenden Urkraft zu schaffen weiß. Wir erinnern hier an Maupassant's Roman „Une vie“. Ein gutes, unschuldiges Mädchen wird an einen rohen Wüstling verheiratet, leidet unansprechlich und sucht all ihr Glück bei dem Kinde. Aber der Sohn hat die wilden Neigungen des Vaters geerbt und macht seine Mutter ebenso unglücklich. Ibsen würde die Frau einsam und elend lassen, wie die schuldlose Mutter in den „Gespenstern“. Maupassant läßt ihr ein Enkelkind bringen, das uneheliche, halbverwaiste Töchterchen ihres verlotterten Sohnes. Man legt es der Greisin auf den Schoß und die holde Wärme, die das kleine Körperchen ausstrahlt, dringt der Alten bis ins Herz. Wir fühlen diese Wärme mit ihr. Und das ist eine echt poetische Wirkung, wie sie jene demonstrativ aufgehäuften Schenkslichkeiten nie haben können. Keine Paradiese hat uns der Dichter zu malen, denn die Erde besitzt keine solchen, wohl aber soll er uns die natürlichen, menschlichen Reize des Lebens verständlich machen. Und vor Allen verlangt dies die Bühne mit ihrer unmittelbaren Greifbarkeit. Der Naturalismus Gerhart Hauptmann's wird sich auf derselben nicht einbürgern. Die Gemeinheit um ihrer selbst willen ist hier unmöglich. — Die dritte Aufführung der „Freien Bühne“ war das Goncourt'sche Drama „Henriette Marechal“, eine farblose Ehebruchsgeschichte mit veralteten Gefühlschilberungen und abenteuerlichen Zufällen, die uns wohl nur um des Namens Goncourt willen geboten wurde. Es ist höchst wunderbar zu erleben, daß hochbegabte Dichter, wie Goncourt und Heise, feinsinnige Literaten wie Lindau so schlechte Stücke schreiben können, Stücke voll psychologischer Ungeheuerlichkeiten, voll platter Mittelmaßigkeit, oder gar voll grober Effecthatscherei, wie es Richard Wols so häufig thut. —

Der Aufschwung des Berliner Theaterwesens hat uns von dem allen beschert; die poetisch-literarische Ausbeute, die dieser Aufschwung brachte, ist leider kaum nennenswert. Wo liegt der Grund hierfür? Wahrscheinlich ist er zum großen Theil da zu suchen, wo die Blüte der französischen Bühnendichtung entsproß. In der Wechselwirkung zwischen der Bühne und dem schaffenden Autor.



Zur Meißner-Frage.

Wenige Tage vor seinem tragischen Ende schrieb Alfred Meißner an Fritz Kemmermayer in Wien, welcher damals eben eine Charakteristik des Dichters in Westermann's Monatsheften veröffentlicht hatte, einen Brief. Denselben war ein Gedicht beigelegt, das er in der letzten Sylvesternacht gedichtet hatte. Meisterhaft in der Form, düster und geheimnisvoll im Inhalt, erscheint es uns in diesen Tagen, wo furchtbare und erschreckende Aufschlüsse über Meißner's Leben und Schaffen gemeldet werden, als ein Bekenntnis voll Unglück und Schuld, über welches schon die sühnenden Schatten der Todesahnung gleiten. Der erwähnte Brief, mehr verschweigend als aussprechend, commentiert das Gedicht und gibt ein Zeugnis von dem gemarterten Seelenzustand des Unglücklichen der durch räthselhafte Verirrungen und Verwirrungen zum Selbstmorde getrieben wurde. Der Unterzeichnete ist in der Lage, die beiden zu so trauriger Aktualität gelangten Schriftstücke zu veröffentlichen.

Sehr geehrter Herr!

Bregenz, 1. Mai 1885.

Ihren Essay in Westermann's Monatsheften hoffe ich dieser Tage zu erhalten, einweilen sage ich Ihnen meinen besten Dank dafür.

Sie schrieben mir in dem vorletzten Brief, daß meine Lebensgeschichte Sie interessiert hat. So sende ich Ihnen denn, weil es mir der Zufall soeben schickt, ein Gedicht ein, das ich in der letzten Sylvesternacht, gleichsam als Epilog meines Buches*) geschrieben. Ich brauche es Ihnen nicht näher zu deuten. Der Widerspruch dessen, der war, und dessen, der ist, bringt es zu einer halben Lösung in fatalistischem Sinne. Ich, in später Auflehnung eines unpraktischen Idealisten, in Auflehnung gegen einen Vater, der sehr geschickt war und, wie ich jetzt erkenne, sehr recht hatte, darans erwachsend viel Leid der Mutter — das ist die Schuld, das sind die Trümmer, deren ich mich anklage.

Also nochmals Dank. Bin sehr neugierig auf Ihre Arbeit.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Meißner.

Nächtlicher Besuch.

Ausgethan hatt' ich die Leuchte, dein in gräberhafter Ruhe
Alle Schriftenbündel lagern, wie im Grabhaus Sarg
an Sarg;

Meine Blicke zogen, flogen über dich beschriebne Bogen,
Die ich lang mir selbst verbarg.

Matte Helle von der Kante des Kamins die Lampe sandte;
Das schon tief herabgebrannte Feuer hatt' ich neu entzündt;
Draußen wirbelten die Flammen, und vom nahen Thurm
die Flammen

klündeten die Mitternacht.

Und ich dachte: Wo geblieben ist der Mensch, der das
geschrieben,

Der sein Hoffen, Grollen, Lieben dieser Blättern anvertraut?
Er ist fort, nicht mehr vorhanden, und ein Anderer erstanden,
Der aus andern Augen schaut!

Unter meines Hirns Gewölbe blieb, was in mir denkt,
das selbe?

Eine einz'ge Nervenfaser? Ein Atom? Ich sage: nein!
In den Adern keinen Tropfen Blutes, den ich fühle klopfen,
Hab' ich mehr mit ihm gemein!

Geistig auch bin ich ein Anderer! Todt ist jener Erdenwandler,
Der in diese Blätter seine unzufriedne Seele goß.
Dasse denn den Wust zusammen! Ueberliesse ihn den
Flammen,

Und ein Spuckbild wirfst du los! —

Stille bei mir solches denkend, meinen Lehnsstuhl seitab senkend
Und den Kopf in's Kissen senkend, muß ich wohl ent-
schummert sein. —

Plötzlich öffnet sich die Thüre, wie wenn Zugwind sie berührt,
Jemand tritt in's Zimmer ein

Vor mir, wie ich jetzt gewahre, in der Nacht vergangner Jahre,
Mit gelocktem braunen Haare steht ein Jüngling mittelgroß.
Wundernd mich, was er begehrte, frag' ich: Wen hab' ich
die Ehre? —

Er, als Antwort, lächelt bloß.

Selbst des Traumes tollste Launen setzen selten in Er-
stammen, —

Ich bescheide mich und frage nicht, was seines Wollens hier;
Schon erkenn' ich, wie in trüber Nebelstimm mein Gegenüber, —
Ja, ich sehe selbst vor mir!

„Bist entflohen du dem Hades? Läßt dich beines Erden-
pfades

Eh dem ruhelos durchmessne, jetzt vergeßne Spur nicht ruhn?
Geh und lasse mir den Frieden, den die Jahre mir beschieden;
Ich hab' nichts mit dir zu thun!

„Biel hab' ich durch dich gelitten! Hätt' st du dich nicht
selbst bestritten,

*) „Aus meinem Leben.“

Wißt' ich nicht auf soviel Trümmern und auf soviel Schutt zurück.

Wahngelübten und Ibsen hast du nachgejagt! Bestohlen hast du mich um Gut und Glück!

„Jünger Thor, der ewig grockte, weil die Welt nicht anders rollte.

Den, kein Lenz erfreuen wolte, weil die Welt noch nicht befreit,

Ich betrachte dich mit Grauen, geh und laß dich nicht mehr schauen,

Fort, du bist dem Grab geweiht!“ —

Er darauf, und ganz vernehmlich: Ei, wie macht das Alter grämlich!

Anderen Empfangs gewärtig war ich, als ich dir genah.

Hättest du in gleichen Wandel besser deine Zeit verstanden? Dich bewährt in anderer That?

Wähne nicht dich zu erheben über dein ureigues Leben! Maß und Kräfte sind gegeben, selbst das End', das jeder nimmt.

Meine Wege wilted'st du wandeln und, wie ich gehandelt, handeln, —

Alles ist voransbestimmt!

Gen't' enttäuscht, zerfeh't, zerfchmettert, wie der Baum vom Sturm unvertetert,

Weißt du immer mein entblättert Wesen nur, — denn: ich bin du.

Zwischen uns sei keine Fehde! Darum ändre deine Rede Und bescheide dich zur Ruh!

Gedicht und Brief, beide bis vor kurzem durch die Mystik des Inhaltes fast unverständlich, haben durch die Enthüllungen Hedrich's, soweit sie unanfechtbare Thatfachen mittheilen, abgesehen von den möglicherweise irrigen Konsequenzen, die er zieht, eine berechtigte Erklärung erfahren. Sie sind ein Lichtlein in diesem Nachtstück der deutschen Literatur. Volles Licht könnte Franz Hedrich dadurch schaffen, daß er durch einen neuen guten Roman bewiese, er sei auch der alleinige Verfasser der unter dem Namen Meißner's erschienenen Romane. Diesem aber, wird der Ruhm, ein hervorragender Dyrker gewesen zu sein, immer unbenommen bleiben.

Hugo Astl-Leonhard (Wien).

Ein- und Ausfälle.

Von Georg Schaumburg (München).

Nicht selten wird der Dämon des Ruhms von dem Dämon des Kums abgelöst.

Man nennt unser Zeitalter nicht mit Unrecht ein weibisches, wird es doch von zwei Weibern beherrscht: von der Mode und von der Reclame.

Dumas hat die Demimonde nur gekauft, sie selbst reicht viel weiter zurück: die erste Demimonde-Dame war — Frau Venus selbst.

Die Actien der deutschen Schriftsteller bestehen größtentheils in Pfandhauszetteln.

Liliencron's Mäcen.*)

Von Auen Kruse (Kiel).

Ich habe Gelegenheit, das Lesepublicum einer mittelgroßen nordwestdeutschen Seestadt zu beobachten. Da ich glaube, daß es im großen und ganzen vordbildlich ist für die gesammte deutsche Leserveit, so gestatte man mir in aller Kürze meine Beobachtungen mitzutheilen. Ich konnte drei, wenn nicht scharf abgegrenzte Gruppen unterscheiden, welche ich — die erste und letzte dieser Bezeichnungen allerdings sehr cum grano salis verstanden — die Markitt-Liebhaber, die Gemeindler und die Ausländer nennen möchte. Die Ersteren schwärmen für die Markitt, für Paul Bindau, Julius Wolff, Georg Ebers u. s. f. Sie sind zugleich emragierte Deutsche. Aber ihr Deutlichkeitum ist bedingungslos, blinder, chauvinistischer Art. Diese Gruppe schwärmt auch für Schiller in oft geradezu überschwänglichem Maße. Aber das ist sehr bezeichnend: hätten diese Markitt-Schwärmer zu Schiller's Zeiten gelebt, sie würden ihren heutigen Liebling verfolgt und gehaßt, sie würden den nuthigen Dichter von „Sabale und Liebe“ für einen Räuberromane-Vulpin oder Clancen hingegeben haben. Mit dieser Gruppe, in der namentlich auch die Frauen sehr zahlreich vertreten sind, ist nichts aufzustellen. Die zweite Gruppe zerfällt wieder in viele kleine Klippchen: in eine Goethe- (ja wohl!), Keller-, Storm-, C. F. Meyer-Gruppe u. s. w.; sie ist aber trotzdem nicht besonders zahlreich und es liegt wie ein Hauch entsagender Hoffnungslosigkeit über ihr, weil jede Gruppe den Dichter, den sie besonders verehrt, für den letzten Poeten hält. . . In der dritten Gruppe sind besonders gebildete Junggefallen vertreten,

*) „Der Mäcen.“ Erzählungen von Detlev Freiherr von Liliencron. Zwei Bände. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

die ein gutes Diner, eine außerordentliche Havana und eine fastige Zweideutigkeit gebührend zu würdigen wissen. Den „deutschen Dichter“ kennen sie nur aus den Caricaturen der „Fliegenden Blätter“; übrigens ersehen sie das Wort „Dichter“ fast immer durch „Schriftsteller“, weil diese Bezeichnung mehr an den Geschäftsmann im Dichter erinnert. Daß sie von den laut gepriesenen Autoren des heutigen Deutschland, wie Georg Ebers, Julius Stinde, Julius Wolff zc., nicht sehr erbaut waren, kann man ihnen nicht übel nehmen, eher schon den Umstand, daß sie Gottfried Keller, C. F. Meyer, W. v. Guericke-Eschenbach und einige wenige andere Poeten mit den Genannten in eine Reihe stellen; Theodor Storm kennen sie höchstens aus seinem „Zimmensee“, der ihnen zu zart dünkte. Von den deutschen Modeschriftstellern dann gründlich gelangweilt, wandten sie sich zur Schadloshaltung aus Ausland; meist nach Frankreich, aber auch nach Scandinavien und Rußland, wozu neuerdings noch italienische Autoren traten. Hier fanden sie in Hülle und Fülle, was sie suchten. Sie lasen Zola, Daudet, Maupassant in der Ursprache; Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski — Björnson und Ibsen — Verga und Malitza Seruo in deutschen Uebersetzungen. Der Lieblingschriftsteller der großen Mehrzahl dieser Gruppe aber ist Guy de Maupassant — nicht wegen seiner feinen ironischen Feder, sondern lediglich der pikanten Stoffe halber, die er behandelt.

Unter die urtheilsfähigen Mitglieder der beiden letzten Gruppen möchte ich, wenn mir die Mittel zu Gebote ständen, das neueste Buch Delebe von Liliencron's vertheilen lassen. Vielleicht, nein, sicher würde sich dann die Resignation der zweiten Gruppe in zukunftsreichste Hoffnung verwandeln und die dritte Gruppe zu der Einsicht gelangen, daß es auch in der Gegenwart „Dichter für Männer“ (im edelsten Sinne des Wortes) nicht nur im Auslande gibt. Ich will deshalb Liliencron nicht mit einem der genannten Dichter des In- und Auslandes vergleichen haben. Selbst ist der Mann! heißt es auch hier und hier erst recht. Ist man denn wirklich berechtigt, zu sagen: Dieser Dichter ist ein „deutscher Turgenjew“? Seiner Dichter ist ein „russischer Keller“? (Wobei, nebenher bemerkt, der erstere Satz beziehungsweise jedem Deutschen annehmbarer klingt, als der letztere.) Nachahmer sind nie wirkliche Künstler. „Das geistige Eigenthum“, sagt W. von Humboldt irgendwo fein und treffend, „besteht nicht in dem, was sich ein Meister nehmen läßt, sondern in dem, was ihm niemand rauben kann und wenn er es auch selber gestatten wollte.“ Hat Liliencron dies unbestimmbare Etwas, das ihn als Künstler zum Meister macht? Sicher. Er ist ein tiefurprünglicher Geist, ein origineller Künstler, frei von jeder Tradition und Schule. Seine nächsten Verwandten sind Storm, Turgenjew, Bückin — aber das, was uns in seinen Schöpfungen an sie erinnert, entsammt keinem Abhängigkeitsverhältnis zu diesen Geistern.

Nein, es kommt aus einem viel tieferen Schacht, was er mit den Genannten gemeinsam hat. Storm ist ein Frieser, ein Niederdeutscher. Turgenjew ist ein Slave. Bückin ist ein Schweizer. Diese drei Volksstämme zeigen bei aller Verschiedenheit in zwei gerade für die künstlerische Wirksamkeit sehr wichtigen Charaktergrundzügen überraschende Aehnlichkeit. Zunächst sind alle drei schlaue Kaufleute, Wirklichkeitsleute: zäh, berechnend, klug. Die Niederachsen und Schweizer dürften nach dieser Seite hin genügend bekannt sein. Peter der Große warnte die schlauen Juden vor den dreimal schlaueren Russen. Andererseits aber: wie blüht bei allen drei Völkern der Mysticismus! Wie oft, daß uns aus den Blicken der Schweizer, der Slaven, der Niederdeutschen das „zweite Gesicht“, ein ahnendes, schweigendes Seelengesicht ansieht! Liliencron ist ein Niederdeutscher: — es ist erklärlich und natürlich, daß man bei Verwandten Aehnlichkeiten findet.

Liliencron ist ein Niederdeutscher und Liliencron ist ein Poet. Der niederdeutsche Wirklichkeitsinn behndet sich in seiner wunderbar scharfen Beobachtungsgabe, die ihn die Natur sehen läßt, wie sie ist; die ihm auch die verborgensten Seelenregungen der Menschen offenbart. Aber weder das Eine noch das Andere „registriert“ er nur, kalt und ordnungsgemäß, sondern — und hier wirkt schon das oben hervorgehobene, sozusagen gegensätzliche Complement des Wirklichkeitssinnes mit — er wird überall warm über den Dingen, trotzdem er in der Schilderung der heimatischen Landschaft noch wahrer ist als Theodor Storm. Er nennt z. B. den Staub nicht „golden“, sondern der Wirklichkeit entsprechend „gelbgrau.“ Aber gerade darin tritt uns sein mit feinstifligster Sinneskraft ausgerüstetes Naturgefühl entgegen, er liebt und er will die Natur, wie sie ist; er will sie nicht gegen ihren Willen „verschönern.“ Ebenso geht es mit den Menschen, die bei ihm übrigens nicht über und im Gegensatz zu der Natur stehen. Ueberall, wenn auch vielleicht ganz unbewußt, das moderne von G. Taine entdeckte Gesetz des Mitleids befolgend, kann er selbst den „bösesten“ Menschen niemals gram sein. Alles verstehen, heißt alles verzeihen. So läßt sich nicht leugnen, daß er im Geheimen das so naturwahr geschilderte reizende Ungeheuer im „Nichtschwert von Damascus“ mit einer gewissen Bärtlichkeit bewundert. Wie er die Natur in ihren geheimsten Athemzügen belauscht, möge seine nachfolgende Schilderung zeigen, in der man auch einen der interessantesten, hervorsteckendsten Flüge im Künstlercharakter Liliencron's beobachten kann: seine Fähigkeit der Evocation, des „vor die Sinne Raubens“, des Gedanken- und Empfindungen-Vergegenständlichens:

„Ist es nicht köstlich, ganz köstlich, langsam, in tiefen, hohen Wasserflüssen, mit aufgeschlagenem Stragen durch den Frühlingregen, der lothrecht hinunter fällt, zu gehen, zu schlendern? Es ist völlig windstill, die Tropfen an den nackten Zweigen müssen erst sehr schwer werden, ehe sie sich lösen. Die Erde ist quappsig, sie bleibt an den Sohlen. Noch zeigt sich der letzte Schnee an den Knick's, schwarzbraun durch den Regen. Die Felder liegen noch brach. Sie erwarten das einfallende Saatcorn. Die Schollen schließen es ein, es wächst, es zeigt das Kuppchen, es wird immer länger, die Julisonne bräunt es, füllt es; nachts im heißen August hebt das Erntekind die silberne Stien aus dem Roggen, aus dem Weizen, aus der Gerste. . . Der Schnitter kommt; sonst viele der Same aus, um von neuem zu befruchten. . . Geboren werden und Sterben. . . Ach, du alte Mutter Erde.

nicht überzeugend erscheint, kann man die Aeußerung entgegenhalten, welche Flaubert gelegentlich des Streites um die äußere Wahrheit seines karthagienensischen Romans „Salambo“ that: „Es handelt sich hier nicht um die Wahrheit. Ich lehre mich den Teufel an die Archäologie. Wenn die Farbe nicht Eine ist, wenn die Einzelheiten nicht übereinstimmen, wenn die Sitten sich nicht aus der Religion und die Begebenheiten sich nicht aus den Leidenschaften herleiten lassen, wenn die Charaktere nicht gehalten sind, wenn die Costüme nicht den Gewohnheiten und die Gebäude nicht dem Klima entsprechen, so ist mein Buch allerdings unwahr. Wenn nicht, nicht.“ So ist's. Wie der Meisterroman des Nordfranzosen, in dessen Aeuern wie bei so vielen seiner Stammesgenossen wahrscheinlich völkisches, also niederdeutsches Blut rollte, ist die Meisterfälsche des Norddeutschen das Gegentheil der sogenannten historischen Romane der Gegenwart; hier bilden zu dem alten Costüm keine modernen Empfindungen und Lebensanschauungen einen übervermerkten Gegensatz.

Nun wird man wohl, namentlich mit Bezug auf die aus der „Mergelgrube“ angeführte Stelle, verwundert fragen: Und diesen „Romantiker“ nennt man einen Realisten?

Ja. Gerade in der „Mergelgrube“ hat der Dichter kaum irgendwo die Grenzen der realistischen Kunstbetheätigung überschritten. Diese meisterhafte Erzählung ist eine vollendet feine und genaue Darstellung der Seelenqualen eines edlen und reichbegabten Mannes, der als Beamter in einem kleinen weltverlorenen Ort zu leben gezwungen ist, von den Philistern dort nicht verstanden wird und allmählich in der tauben Einsamkeit sinn- und seelenkrank geworden — den Tod in einer Mergelgrube sucht, zu der er schon oft hinausgewandert ist, während er doch unendlich viel lieber am brausenden Weltmeer gestanden hätte. Insofern wirkt der trübte Wasserklimpel als ein großartiges Symbol. Der mitgetheilte Auszug zeigt, mit welcher reicher Phantasie dieser Mann eine ganz unscheinbare gewöhnliche Erdenlandschaft in eine Märchenecenerie, deren Ungewöhnlichkeit und Wunderbarkeit man anerkennend verwandelt kann. Er hat andere Augen als die gewöhnlichen Menschen, auch andere Seelenaugen, wenn dieser Ausdruck gestattet ist; er hat das „zweite Gesicht.“ Er ist ewig auf der Flucht vor dem Trivialen, dem Engen und Bedrückenden und kann seine Fesseln doch nicht zerreißen. Das naturwahr zu zeigen, ist dem Realisten Dikencron meisterhaft gelungen. Uebrigens, wo sind die Grenzen der realistischen Kunst? Insofern als der Geist nicht ganz Geist ist, insofern, als er keineswegs als goldenes Kleinod in der Schale, dem Leibe ruht, sondern mit letzterem unaussprechlich durch wenn auch noch so feine Stränge verbunden, und er also ein Theil des Leibes ist, insofern ist der Realismus die leitendste und deshalb die geistigste Kunst; die Kunst überhaupt. Fr. Th. Vischer sagte: „Wo hört die Form auf und wo fängt der Inhalt an? Die Stelle läßt sich nicht finden.“ Ja: wo hört der Leib auf und wo fängt der Geist an? Die Stelle läßt sich ebensowenig finden.

Wenn wir aber mit der Bedeutung rechnen, die man heutzutage dem Wort „Realismus“ beilegt, so trog das unbestimmte Gefühl, das jenen obigen Einwand einbrachte, allerdings nicht ganz. Dikencron ist nicht in der Bedeutung Realist, die wir unter diesem Worte zu suchen gewohnt sind. Der Held der Novelle „Die Mergelgrube“ hatte romantische Neigungen — sie zu „registrieren“ wäre eines jeden Realisten Pflicht gewesen. Aber wir haben das bestimmte Gefühl, daß Dikencron diese romantischen Neigungen nicht bloß mit kaltem, beobachtendem Arztblick fixirte und objectiv die Resultate seiner Beobachtungen wiedergab; unverkennbar spricht sich eine geheime Freude daran aus. Und was sehr wichtig ist, dem Helden dürfte der Dichter Züge seiner eigenen Charakteranlage verliehen haben — er dürfte gewissermaßen mit ihm identisch sein. Ist dem so, dann dürfen wir folgern: Zuweilen weicht Dikencron, der wie sein Held in der Enge einer Kleinstadt lebt und wie dieser das Triviale hasst und meidet, ganz wie dieser mit der unbewußten List, mit der wir z. B. in Gefahrecumben unwillkürlich den Kopf ducken oder die Augenlider schließen, dem Realismus aus — dem, was wir unter Realismus verstehen. Er scheint halb entricktet zu fragen: Aber haben wir denn nicht auch Träume? Haben wir denn nicht auch Phantasie? Man sehe sich in dieser Hinsicht den zweiten Band des „Mäcen“ an, namentlich die Stücke „Bei Nipen“ (S. 79), „Farben“ (S. 112), „Hans Dünn“ (S. 163), „Der Traum“ (S. 172), „Venus Anadyomene“ (S. 198); wie dem überhaupt das Leben des Helden dieses Buches, der wohl mit noch mehr Recht, als die Hauptperson der „Mergelgrube“ als ein Selbstportrait in Anspruch genommen werden darf, eine unaussprechliche Flucht vor dem Trivialen ist.*)

So sind beide Grundzüge im Wesen des Niederdeutschen in Dikencron lebendig, sich fast überall zum Vortheil des Kunstwerks die Wage haltend, wundervolle Früchte zeitigend. Es ist außerordentlich interessant, zu beobachten, wie hier einem ganz von der Phantasie erzeugten Gebilde durch realistische Züge Leben eingehaucht wird — wie dort über ein ganz realistisches Stück leuchtende Strahlen wie von anderen Sternen fallen. Eine Erdenlandschaft kann ihm im Mondlicht zu einer Uranuslandschaft werden. Hebbel, auch ein Niederdeutscher, sagt: „Das Kunstwerk entsteht, wenn die Phantasie Verstand bekommt.“

Nicht überall hat die Phantasie Verstand bekommen im II. Bande des Werkes, der den „Mäcen“ enthält. Es ist ein wunderbares, unendlich schwer in Kürze zu charakterisierendes Buch. Es erinnert einigermaßen an Turgenjews „Gebichte in Prosa.“ Es enthält Skizzen, Notizen, sowie Auszüge aus Lieblingsautoren des Verfassers; es sind Absätze da von mitunter nur zwei Worten, die dann allerdings eine Welt von Auegung in sich bergen. Insofern hat das Buch etwas Decadencemäßiges; aber Dikencron sieht zu hoffnungsstrotzend in die Zukunft, die uns etwa die nächsten zweihundert Jahre bringen, um ein Decadent, der übrigens ja auch das Buch der Seite

*) Und was anders ist das Leben Titus Althausens, was anders ist das Leben des alten Piltentüchters Gorm, der an der antochthonen Seehundskappe zwei bunte Pfauenfedern trägt und neben den Aßen den nordafrikanischen molochartigen Götzen Pui-Pui anbetet?

wegen, die Seite des Wortes wegen preisgiebt, sein zu können. Für den, der Dikencron in seiner Art zu concipieren beobachten will, ist das Buch ganz einzig geeignet, es ist eine Fundgrube für den Literaturpsychologen und ein Lektorbissen für literarische Feinschmecker, aber „Caviar fürs Volk.“ Den richtigsten Standpunkt diesem Werk gegenüber gewinnt man, wenn man es als Materialiensammlung betrachtet. Hundert Novellen, Skizzen, Gedichte wundervoller Art stecken in dem Band — aber im mehr oder weniger ausgeführten Entwurf. Wie ein Verschwenker kommt uns der Dichter vor; uns schmerzt sein Leichtsin, mit dem er sozusagen die noch in der Knospe steckenden Dichtungen der Doffentlichkeit preisgab, während wir zugleich uns an den wundervollen Schönheiten berauschen. Dikencron's Poesie liest man nicht nur, man schlürft sie ein. Und erst gar in diesem Buch, über dem ein wunderbar schwerer, würziger Duft des Reimers und Sprossens liegt, und das uns zu einer fast schneien Bewunderung des unerforschlichen Reichthums dieser Poetenseele zwingt. . .

Ein Poet, ein Künstler ist Dikencron. Und damit gut. Was wäre denn damit gewonnen, zu sagen: Dikencron ist Realist? Dikencron ist Romantiker? Auf das Können kommt es an, und das Können bricht mit unbekümmerter Sicherheit die von der so gern rubricierenden Kritik errichteten schon im Entstehen wackeligen chinesischen Mauern. Dikencron ist eben — Dikencron. „Meine Noten bestimmen den Generalbass“ sagte Beethoven.



Die klugen Jungfrauen.*)

Von Heinz Cavote (Berlin).

Wenn wir an die Spitze dieser neuen Zeitschrift den Namen M. G. Conrad schreiben, so erfüllen wir damit nur eine Pflicht der Dankbarkeit gegen einen Mann, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, dem Stiefkind der modernen Zeit, der Literatur, in Deutschland wieder zu der Stellung zu verhelfen, die sie bei allen Völkern und in allen Zeiten eingenommen hat.

Aber vorerst galt es die Dichtung herauszureißen aus den kümmerlichen Verhältnissen, in die sie im Lauf der Jahrzehnte hineingerathen war; das Ziel war: Eine Dichtung von Männern für Männer.

In Frankreich, Italien, Polen, Scandinavien und tief in Rußland hatte man angefangen mit den kindischen Annemärchen einer Leidenlahmen Poesie aufzuräumen. Im guten Deutschen Reich rührte sich wieder Hand noch Fuß. Man ließ die Dinge gehn, wie sie eben giengen und ergöbte sich an den Schnurpfeifereien von Paul Heyse und E. Markitt. Jrgend welche tiefere Anforderungen an ein dichterisches Kunstwerk zu stellen, fiel niemandem ein.

M. G. Conrad war einer der ersten, dem es gelang, in unsere literarischen Zustände neues frisches Leben zu bringen.

Er hatte sich lange genug in der Schweiz, in Italien, England, Spanien, Portugal und Frankreich aufgehalten; hatte schon manchen Pfeil nach Deutschland hineingeschossen, als er im Jahre 1879 wieder in die Heimat zurückkehrte, erfüllt von den Ideen der neuen Dichtung, die draußen in vollster Blüte stand, während im Sichenwalde Deutschlands noch alles im kiesten, dumpfen Schlafe lag.

Er bebuckelte eines ganzen Mannes, um die Schläfer aufzurütteln, damit sie nicht hinter den Nachbarn zurückbleiben.

Und mit unseelig vieler Mühe, mit der Hingebung der besten Kraft und nach endlosen Anstrengungen gelang es.

Heutzutage ist auch bei uns der Realismus eine Thatsache, die nicht hinwegzuleugnen ist, mit der sich jeder Gebildete abfinden muß; zumal seit den letzten Monaten, in denen die Mode sich Herrschens und des Realismus bemächtigt hat.

Trotz all der vergeudeteten Kraft stehen wir erst im Beginne der Bewegung.

Eine unachtsamliche Kritik mußte erst Bahn brechen in den Urwald voll Vorurtheilen, der ringsum starkte. Und im Uebereifer des Streites war es nicht anders zu erwarten, als daß man oft über das Ziel hinausschoß, und daß sich so unendlich viel um die Fahne des Realismus zu scharen suchte, das nicht die geringste Berechtigung aufweisen konnte. —

Die Namen Ibsen, Melard, Tolstoi, Dostojewski, Gola, Maupassant, Bourget, Flaubert, Daudet, Goncourt und viele andere waren in aller Munde.

Wir haben in Deutschland ihnen noch immer keine Namen mit gleichem Volksthum an die Seite zu setzen.

Noch ist alles bei uns Versuch. Ein vollausgereiftes Kunstwerk müssen wir noch immer erwarten.

Und solange begnügen wir uns mit den mehr oder weniger glücklichen Arbeiten von Krejer, Bleibtreu, Alberti und unseres großen Volkshämpfers M. G. Conrad.

Er hatte lange genug angegriffen, um endlich mit seinem ersten Werke: „Was die Ivar rauscht“, seine Thätigkeit als Romanschriftsteller zu eröffnen.

*) M. G. Conrad: „Die klugen Jungfrauen.“ Roman in 3 Bänden. (Verlag v. Wilhelm Friedrich in Leipzig.)

Das Buch bildete kein geschlossenes Werk für sich, es sollte nur die Einleitung bilden zu einem groß geplanten Romanchklus, der bestimmt ist, das Münchener Leben in seiner Gesamtheit zu umfassen.

Bis dahin hatte Conrad sein Schaffen einzig dazu verwandt, um in Deutschland den Boden zu bereiten, auf dem eine große wahrhaftige Literatur gedeihen konnte.

Der Anglistall hatte erst gesäubert werden müssen, und ohne derbe Keulenschläge war es nicht abgegangen. Ein erbitterter Federkrieg hatte stattgefunden, um das gute Deutschland aufzuklären, und der modrige Stand wirbelte auf und die Motten flatterten geängstigt umher, als der erste Sonnenstrahl in die Kumpelkammer unserer KinderstubeLiteratur hineinfiel.

Conrad hat sich erst spät der belletristischen Literatur zugewandt. Er debütierte mit seinen Kampfschriften, Proclamationen für Freiheit, Wahrheit und Menschlichkeit. Sein Aufenthalt in Paris gab ihm seine schriftstellerische Richtung. Aus jener Periode stammen seine unvergleichlichen Studien: „Französische Charakterköpfe“, seine „Madame Lutetia“ und die Sammlung „Parisiens“, witzig und geistreich stilisiert.

Mit seiner Übersiedlung nach München beginnt seine dichterische Tätigkeit. Die Sammlung pariser-deutscher Lebensgeschichten: „Lutetias Töchter“ zeigt uns Conrad noch zu sehr im Banne französischer Novellistik.

Die Novellen hatten all die Vorzüge, die wir an dem Kritiker und Feuilletonisten schätzen gelernt hatten; sie zeigten einen urdeutschen markigen Stil, einen echt sarastischen Witz, und eine Tiefe der Empfindung, die oft die Form der, nach französischem Muster gestalteten Skizze durchbrach. Das Buch war fremdartig genug für einen deutschen Verfasser, es lag ein bestrickender Reiz in der Darstellung; allein die Wirkung wurde vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, schwer beeinträchtigt.

Umso freundiger war deshalb der im folgenden Jahre erschienen „Todtentanz der Liebe“ zu begrüßen. Conrad hatte mit Paris gebrochen, und München bildete den Hintergrund dieser seltsamen Geschichte, die bei allem Realismus ein phantastisches Element in sich bargen, das gespensterhaft zwischen den Zeilen durchschimmerte; ein gewaltiger Zug zur Romantik, der sich oft in unmerklichen Einzelheiten Luft machte; ein Fehler, von dem wir alle uns nicht ganz frei zu halten wissen, weil wir nicht von Jugend an zur Freiheit erzogen sind.

Conrad war in Deutschland einer der Erstgenannten, der diesem Grundbilde der deutschen Natur entgegen gearbeitet hat; er ward der Vorkämpfer des Realismus, der ohne ihn gewiß niemals im guten Deutschen Reiche hätte Wurzel schlagen können. Sie Alle, deren Namen jetzt so überlaut genannt werden, haben ihre Anregung von dem Begründer und Herausgeber der „Gesellschaft“ erhalten.

Mit der Gründung dieser Zeitschrift hat sich Conrad ein Verdienst erworben, das erst die Literaturgeschichte des kommenden Jahrhunderts in echtem Maße zu würdigen vermag.

Kein Opfer war zu groß, das Conrad nicht freudig diesem Stützpunkte der modernen Bewegung gebracht hätte; und heute kann das Blatt auf einen Kreis von Mitarbeitern blicken, die mit all ihren Kräften bemüht sind, der unerbittlichen Wahrheit zu folgen, und mit den schärfsten Waffen Mäße und Heuchelei, unter welcher Gestalt diese Grundtöne der modernen Kultur sich zeigen, zu beseitigen.

Nicht zufrieden, diese Mäße aufzudecken mit Hilfe der Kritik, alle ein freies Leben und gedeihliche Entwicklung beeinträchtigenden Vorurteile hinwegzuräumen, ging Conrads Bestreben von Anfang an darauf hinaus, an Stelle unserer Zudernwassernovellen eigene positive Leistungen zu setzen.

Das gesammte gesellschaftliche und künstlerische Leben Münchens wiederzugeben, das ist der Zweck des von Conrad geplanten großen Romanchklus, von dem uns bisher zwei Theile vorliegen: „Was die Ffar rauscht“, ein einleitendes Werk, dessen Titel zugleich den Gesamtnamen abgibt, und der dreibändige Roman: „Die klugen Jungfrauen“.

„Was die Ffar rauscht“, dieser erste Band der Romanreihe, gab im Grunde nicht mehr als eine Einleitung, und man konnte deshalb dem Autor die seltsame Technik verzeihen, die er angewandt hatte. In Anfang eines jeden Bandes einen langen, überlangen Brief des Architekten Iwerger; die beide in keiner erkennbaren Beziehung zu dem übrigen Inhalte standen.

Allgemeine Reflexionen und künstlerische Betrachtungen wechselten darin ab mit der Schilderung künstlich naiver Szenen mit der genialen Malerin Flora Englmeier.

Eine überreiche Fülle von Begebenheiten, die angefangen und wieder fallengelassen wurden, ohne daß man sich des Grundes klar werden konnte, so daß trotz vieler ungemein lebendiger Szenen, und einer Unmenge von Ereignissen, ein richtiges, scharfes Bild nicht erzeugt werden konnte.

Diese Einzelbilder wurden zusammengehalten durch das immer wiederkehrende Motiv der rauschenden Ffar. Aber die eigentliche Handlung war durch eine Fülle von Nebenwerk erdrückt; und so mußte für den Leser eine Unruhe entstehen, die den Genuß des originellen Werkes ungemein beeinträchtigte.

Eines aber zeigte der Roman, und man konnte seine helle Freude daran haben: Er hatte Localcolorit. Das wahre Münchener Leben, unverbägliches wirkliches Leben, und die Personen, so sichtlich sie auch nur am Leser vorüberzogen, standen in greifbarer Gestalt vor uns.

Schon nach der Lectüre dieses ersten Werkes mußte es einem klar sein, daß sich Conrad eine Einschränkung auferlegt hatte, die sich bei der Romanreihe der Rougon-Marquart's mehr und mehr als eine für den Schriftsteller wie für das Werk überlästige Fessel bemerkbar gemacht hat, weil sie die freie Ausgube der Kraft des Darstellers in zu großem Maße beeinträchtigt.

Der Beweis hierfür ist in den „klugen Jungfrauen“ nicht anzugehen.

Die große Menge von Personen verlangt notwendig eine Zersplitterung; eine jede erfordert, gerade weil sie dem Leben entnommen sind, eine Vertiefung, die das Gesamtbild verzerren muß.

Der moderne französische Realismus hat sich mehr und mehr der Einzelstudie zugewandt. Nur so vermag er allen Anforderungen gerecht zu werden.

Der Versuch ein Zeitbild zu geben, mag sich der Autor sein Ziel noch so weit stecken, wird über den Versuch nie hinauskommen. Es bleibt eben doch immer nur ein kleines Stückchen Welt, ein verschwinder Bruchtheil des Lebens; und die einzelnen Personen und ihre Handlungen, ihre Lebensentwicklung, all das muß in einer Weise so eng begrenzt dargestellt werden, daß die Resultate zuletzt weniger ergiebig sind, als es bei dem Herausheben eines einzelnen Vorganges aus der Fülle der Wirklichkeit zu ermöglichen ist.

Das einzige Entscheidende in dieser Frage wird das Talent des Autors bleiben, ihm allein fällt die Lösung zu; und kein ästhetisierender Kritiker hat ihm in sein unabhängiges Schaffen hineinzureden.

Conrad hat den Wagemuth, uns in neuen zusammenhängenden Romanen ein Bild Münchens zu geben. Wir müssen die Energie bewundern, diesen Plan in all seinen Einzelheiten durchzuführen.

Durch diese Voransetzung ist es der Kritik ungemein schwer gemacht, die richtige Stellung zu dem neuen Romancomplex einzunehmen, denn auch „Die klugen Jungfrauen“ geben eigentlich noch kein abgeschlossenes Kunstwerk.

Die Fäden aus „Was die Ffar rauscht“ werden neu angesponnen, weiter geführt und wieder fallen gelassen.

Der neue Roman hat drei Anfänge, und diese drei Situationen spielen getrennt. Sie stehen sehr lose mit einander in Beziehung, man fragt sich immer, was soll das werden, wozu diese endlosen Gespräche, diese Lebensstationen bei dem Begräbnisse des reichen Herrn Guggemoos, der einen Preis ausgesetzt hat für die beste Darstellung der „klugen Jungfrauen“ der Bibel? —

Und dieser Titel kommt auch nicht zur vollen Geltung, wir erfahren nur von diesem Preisansprechen, dann sind wir am Ende der drei Bände und nun dieses unangenehme: Fortsetzung folgt, das jeden wirklichen Genuß stört.

Es kommt mir vor, als ob ich mir bei einem Künstler ein plastisches Kunstwerk bestellt habe, und er bringt mir zuerst den Sockel („Was die Ffar rauscht“) mit allerhand niedlichen Verzierungen voll tiefstimmiger Symbolik. Dann erhalte ich eines Tages als erste Abschlagszahlung die Fülle; in diesem Falle den Roman „Die klugen Jungfrauen.“

Wo findet sich der Cubier, der mir aus diesem Diebstahl meine Statue construiert? —

Ich befinde mich den Conrad'schen Romanen gegenüber genau in dem vorerwähnten Falle.

Bei dem Zola'schen Cylus ist die Verknüpfung eine rein äußerliche, die Hauptpersonen stehen im verwandtschaftlichen Verhältnis. Das ist alles.

Conrad hat sich seine Arbeit Hundertfach erschwert; er hat sich eine unbankbare Mühe gemacht, und die Geduld unseres lieben deutschen Publicums auf eine zu harte Probe gestellt.

Denn wo findet sich bei uns der Leser, oder selbst der Kritiker, der den Inhalt eines vor Jahresfrist gelesenen Romanes noch derart im Gedächtnis hat, um all die Einzelheiten des neuen Werkes mit dem alten in die richtige Beziehung zu bringen? Man kann den Roman nicht mehr lesen, man muß ihn durcharbeiten mit der Feder in der Hand.

Abgesehen von diesen Bedenken, die ich aufgeworfen habe, um zu zeigen, was dem Romane bei seinem Eindringen in die weiteren Kreise hinderlich sein wird, sehe ich in den „klugen Jungfrauen“ einen Roman, der in seinen einzelnen Szenen die Arbeiten unserer deutschen Realisten an Wucht der Handlung, an Energie des Stiles und an Farbe der Localschilderung weit übertrifft.

Conrad ist Feuilletonist, er ist bei weitem mehr ein scharfsinniger geistreicher Kritiker, als darstellender Schriftsteller und dennoch hat er alle Hindernisse überwunden und uns Stille eines Lebensbildes gegeben, die in ihren Anfängen das Bedeutendste erwarten lassen.

Wie sehr Conrad feuilletonistisch veranlagt ist, das zeigt sich in der Breite der Gespräche seiner Personen. Er gibt uns keine Menschen nicht durch Außerlichkeiten, nicht durch Schilderung. Er läßt sie sich vor uns aussprechen um sie so zu charakterisieren. Allein damit erschwert er sich, wie dem Leser die Darstellung, zumal die Personen, vor allen die männlichen, zu sehr sich des oft überladenen Conrad'schen Kritikerstils bedienen. In dieser Hinsicht läßt die Individualisierung oft zu wünschen übrig. Scharf getrennt dagegen sind die Charaktere durch alles, was sie sagen, und wie sie handeln. Hier findet kein Verklümmungspunkt statt, und die Gleichmäßigkeit des Stiles beeinträchtigt in keinem Falle die Individualität der Einzelnen.

Ein Wort, das Erwin Hammer im Romane einmal ausspricht, ist bezeichnend für die ganze Arbeitsart Conrad's, vor allem jetzt, wo uns nur die ersten Bruchstücke seines Schaffens vorliegen: Ueber die Allancen muß man zuerst im Meinen sein. Ueber die Allancen, und über sie ganz allein, muß man streiten; im Grunde sind sie die Hauptsache in allen Dingen. Alle Zerwürfnisse und Mißbilligkeiten und Verbitterungen liegen in den Allancen, über die man keine einheitliche Auffassung erzielen kann,

Man lese die näheren Ausführungen auf S. 81 des ersten Bandes weiter nach.

Die Mianzen sind es, die dem Romane seinen vollen Wert verleihen, solange für uns das Ziel des Verfassers noch verschleiert bleibt.

Und in diesen Einzelheiten zeigt sich ein so feines künstlerisches Verständnis und ein ausgeprägtes technisches Können, das sich bei unsern Schriftstellern nur allzu selten findet.

Nur so ist es möglich, daß Conrad seinen Heerzug von Gestalten beherrschen kann.

Der Roman ist reich an tief sinnigen Reflexionen; alle Kreise des Lebens werden herangezogen und müssen dazu beitragen das Bild zu erweitern.

Zu dem einen Grundmotiv von: „Was die Nar rauscht“, die künstlerische Umgestaltung und Bebanung des Marquais, ein Motiv, das im vorliegenden Roman seine eigentliche Bedeutung erhält, tritt einerseits das Preisansprechen, die Darstellung der „Klugen Jungfrauen“, andererseits geben die Bestrebungen der Freimaurer den Hintergrund ab, von dem sich die Geschichte der einzelnen Personen abheben.

Die drei Bände sind überreich an scharfer Beobachtung und alle diese Einzelheiten sind so fest in einander gearbeitet, daß sie unzer trennlich geworden sind, und ein in sich geschlossenes Gebilde darstellen, bei dem auch nicht das kleinste wegzudenken ist.

An manchen Stellen erhebt sich die Handlung zu erschütternder Tragik.

Der Schluß des ersten Bandes, die Scene zwischen der mit größter Liebe gezeichneten Flora Kuglmeier und dem Architekten Zwerger, schildert einen Gefühlsausbruch, dem an Kraft nur jene dämonische Phantastik gleichkommt, die uns Conrad in dem Auftritt zwischen Marika und der Baronin Kleebach-Skolpo darstellt.

Diese Leidenschaftlichkeit der Darstellung zeigt sich auf jeder Seite des Buches.

Von der Unparteilichkeit des Realisten, dieser oft aufgestellten falschen Forderung, ist bei Conrad keine Spur. Bei jedem Worte ist man sich bewußt, daß der Verfasser dahinter steht mit seiner unbegrenzten Energie, die auch diesem Werke sein pulsierendes Leben gegeben hat.

Man empfindet es, daß der Roman die Kraftäußerung eines Mannes ist, der in voller Gesundheit mitten im Leben steht; der eine Geschichte hinter sich hat, Jahre des Kampfes, die nur dazu gedient haben, den ursprünglichen Muth noch mehr zu stärken.

Das Buch ist keine literarische Wasser-suppe, kein leichtes Salongeschwätz, und es wird wohl nur wenige Frauen geben, die jemals über das erste Capitel hinauskommen; es stellt Anforderungen erheblicher Art; es scheint, als habe Conrad die Lectüre absichtlich erschweren wollen. Erst bei wiederholtem Lesen stoßen einem die reichen Schönheiten des Buches auf, die nicht für den Augenblick geschrieben sind, weil sie nicht die flüchtigen Kinder des Augenblickes sind, sondern hervorgehen aus einer gefestigten Lebensanschauung, auf der sich das Gebäude der Dichtung erhebt.

Die Personen haben nichts gemein mit den herkömmlichen Romanpuppen. Sie werden dem gewöhnlichen Leser selten genug erscheinen. Sie sind aus dem Leben gegriffen, sie handeln, wie gewöhnliche Menschen; ihre Schicksale sind so einfach, alle Verhältnisse so durchsichtig; und nur hier und da bricht ein fast genialer Zug zur Phantastik durch, ein Uebernatürliches, das in seiner Unbestimmtheit Grauen erweckt.

Es ist Münchener Leben, und die Personen können gar nicht anders als im Burgfrieden der bayerischen Hauptstadt gedacht werden.

In dem Einleitungsroman ward uns ein anschauliches Bild der Stadt gegeben. Diesmal sind nur einzelne Rüge neu eingefügt. Der Verfasser hat mehr Gewicht auf die Wiebergabe der inneren Verhältnisse gelegt.

Und da geht es ohne manchen scharfen Schwertstreich nicht ab und manch eine bittere ironische Wahrheit wird Conrad nicht gerade die Liebe des guten, hierseitigen Münchener Philisters zuziehen.

Mag man über die etwas breite Darstellung im Romane rechten, mag man vereinzelte künstlerische Einwendungen vor allem vom Standpunkte des gesunden Realismus erheben, eines ist unumgänglich abzuleugnen: die gewaltige Energie der Darstellung, die sich oft bis zur Rücksichtslosigkeit versteigt, und ein Drang zur Wahrheit, ein Bestreben all den Klagen der Neuzeit die Maske abzureißen, das dem Romane einen Wert verleiht, der ihm seine Stellung weit über unsere Zeit hinaus sichern wird.

Und bei sorgfältiger Nachprüfung wird man die Anzahl kleiner Fäden erkennen, die den Roman mit all den Ereignissen der letzten Jahre verknüpfen, tausende von Beziehungen, die uns, die wir mitten in der Bewegung stehen, nur zu leicht entgehen; die aber in kommender Zeit einen Hauptwert des Romans ausmachen werden.

Deshalb wird unser Urtheil stets ein subjectiv getriebenes bleiben, zumal uns der Ueberblick über das Wollen und Können M. G. Conrads noch fehlt, und wir uns in Vermuthungen erschöpfen müssen, die der folgende Tag umstürzen kann.

Jedenfalls hat Conrad in seinen „Klugen Jungfrauen“ einen Roman geschaffen, der in der Geschichte der realistischen Bewegung eine bedeutsame Stelle einnehmen wird.

Wir aber, die wir noch voller Erwartung sind auf die Entwicklung von Conrads dichterischem Talente, können mit dem Karrenführer in seinem Roman die bezeichnenden Schlußworte desselben wiederholen:

„Endlich wird das Wetter umschlagen — ich verspreche mir morgen einen schönen Tag.“



Wilhelm II. und die junge Generation. *)

Von E. M. Kaska (Brünn).

Es ist in hohem Maße interessant, den „treibenden Willen“ bloßzulegen, der sich im literarischen Schaffen Hermann Conrads zu objectiveren strebt. Gibt es doch kaum einen Zweiten in der jüngeren Schriftstellergeneration, dessen Denken, Wollen und Empfinden so ganz und so tief, wie das seine, in unserer Zeit wurzeln, Keinen, in dessen Werken mit solch heißer, hungrieriger Begierde, mit solch glühendem, lechzendem Ungestirn das Verlangen nach Ausdruck ringen würde: diese schwüle Uebergangsepoche, in der wir leben, das Wesen dieser seltsamen, merkwürdigen Zeit in seinem innersten Nerv zu packen, in exacter Analyse erschöpfend zu befructen. In allen Werken Hermann Conrads — in seinen „Brutalitäten“, in den „Faschingsbrevieren“, in den „Liebern eines Stinberz“, wie in seinen beiden Romanen „Phrasen“ und „Adam Mensch“ — allüberall finden wir dasselbe Streben, dasselbe schaffende Geseß, denselben herrschenden Gedanken: die Erscheinungen, die Ideen, die Probleme unserer Zeit in künstlerischer Darstellung zu verkörpern.

Auch in Conrads neuester, soeben erschienener Schrift: „Wilhelm II. und die junge Generation“ sind es Gedanken und Anschauungen von specifisch moderner Wesenheit, die uns entgegen treten. Alles, was unsere Zeit aufzuweisen hat an ihr eigenthümlichen Ideen und Problemen, — alles insgesammt, der Reihe nach, marschirt hier auf; eine geradezu bedrückende Gedankenfülle wirbelt durch die Seiten dieser kleinen Broschüre, es kam Einem schier angst und bange zu Muth werden. Allerdings ist nur das wenigste ordentlich ausgeführt, die meisten Gedanken nur flüchtig, in Umriffen skizzirt, nur halb und halb angedeutet, auch mit einander mehr lose verbunden, als organisch verwachsen. Ohne tiefere Bearbeitung, ohne festere, innere Verknüpfung reihen sie sich aneinander, wie etwa — um einen Vergleich zu wagen — gemeinlich in den Ouverturen unserer großen Opern die wichtigsten leitenden Motive, die später in der Oper selbst in thematischer Verarbeitung erklingen. Aber das kleine Schriftchen ist ja auch im Grunde genommen nichts anderes, als eine Ouverture, als ein Vorspiel — nur eine „kleine Signalschrift“, die Conrad seinen beiden in nächster Zukunft erscheinenden Werken „Auf der Schwelle“ und „Ein Candidat der Zukunft“ voraussendet, welche uns hoffentlich umfassendere Beiträge zu einer „modernen Problematologie“ bringen werden.

Und darum, weil dieser Schrift eben so ganz und gar der Charakter eines Präliminums anhaftet, darum dürfen wir auch nicht weiters mit den erwähnten Mängeln rechten: — es ist ja nur ihrer Natur gemäß, daß sie größer ist in dem, was sie verspricht, als in dem, was sie wirklich ist! Und überdies, ganz unrecht hat wohl auch Conrad nicht, wenn er der Meinung Ausdruck gibt: „Die Blüte als Organ der Zukunft bejaht nur die Gabe der Gegenwart.“

In überaus geistvollen Ausführungen erörtert das Schriftchen die „tragische Psychologie“ des jungen Hohenzollernfürsten, das traurige Mißverhältnis, in welchem sich derselbe zu dem Zuge seiner Zeit befindet, indem er als „Beamter der Tradition“, als Erbe und Vertreter der Vergangenheit, als „incarnierter Atavismus“ — („Parvenü des Perfectum's“ nennt ihn Conrad in seiner paradoxen Art) dem Neuen, das sich in seiner Generation entwickelt, fremd und kalt gegenübersteht, völlig unvermögend, es willenhaft darzustellen. Diese Ausführungen, mit ihrem vorwiegend psychologischen und historischen Hintergrunde gehören ehrlich und ernsthaft gesprochen zu dem Interessantesten und Originellsten, das ich je gelesen!

Und gar erst der zweite Theil der Broschüre mit seiner in die tiefsten Tiefen bringenden Analyse der „jungen Generation“! Man sehe sich nur das Bild an, das Conrad von der akademischen Jugend entwirft! Es ist einfach in Worten nicht faßlich, mit welcher verblüffend scharfen, feinspitzen, psychologischen Verständnis, mit welcher Kühnheit und Wahrheitsgewalt die geistige Armfeligkeit, der trostlose „Nebenbiss“ unserer deutschen Universitätsstudenten hier dargestellt, mit welcher meisterlicher Sicherheit die einzelnen Typen derselben erfaßt und formuliert erscheinen! In der That, diese Schilderung der akademischen Jugend unserer Tage verdient im vollstem Maße das große Aufsehen, das sie allenthalben erregt! Sie bezeichnet den höchsten Trumpf jener tiefdringenden psychologischen Scharfsichtigkeit, jener unvergleichlichen Kennerkraft für „Menschliches-Allzumenschliches“, die ich an Conrad zu bewundern nicht müde werden kann.

Andererseits gibt es ja wieder selbstredend gar manches in dieser Schrift, was man nicht ohne Fragezeichen hinnehmen darf, manche Behauptung erscheint zu paradox, um nicht unwahr zu sein, manches Urtheil ergibt sich als vergriffen, vieles, sogar sehr vieles ist verfehlt. Er besitzt manchen schlimmen Hang, mein lieber Freund Conrad, eine böse Schwärmerci für die „Romantik“, für längst verflorrene Ideale — „Autokratie des Ich“, „absolute Souveränität“ u. s. w. sind Dinge, die mir durchaus nicht gefallen wollen. Die Heilsalbe unserer tristen Gegenwart und zugleich die höchste und edelste Zukunftsaufgabe des deutschen Volkes erblickt er in der Bildung einer consequenten — individualistischen Weltanschauung. Extrem ohne Grenze, potenziert sich sein Verlangen oft zu einer solchen radicalen Höhe, wo man es mit bestem Willen wirklich nicht mehr anders, als geradezu — (man erschrecke nur nicht vor dem Worte!) anarchisch nennen kann! „Ganz frei sein, frei von Geseß und Gebot, von jeglichem Zwang und aller Pflicht, in ungebrochener Selbsterfüllung, ungebundener Selbstherrlichkeit, in zwanngloser Bethätigung seiner Kraft“ — wenn man Conrads Mund solche Forderungen

*) „Wilhelm II. und die junge Generation.“ Eine zeitpsychologische Betrachtung von Hermann Conrad. (Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.)

ansprechen hört, da kann man nicht anders, — man schüttelt bedenklich, sehr bedenklich den Kopf und ruft betrübt dem Autor zu: „Hier scheidet sich mein Weg von Deinem!“

Nach über Conrad's Stil, — so sehr mir das eigenthümliche, schwüle Colorit desselben, seine reiche, üppige, gedankensatte Färbung mit der polyphonen Gedankenwelt des Autors übereinstimmen scheint — hätte ich gar manches zu sagen, was mir nicht recht gefallen kann: die ineinandergeschachtelten Perioden, die unendlichen Parenthesen, die wirbelnde Wilderwuth, die überwuchernde Fülle von Fremdwörtern, von sprachlichen Umbildungen und Neubildungen, eine gewisse forcierte Geistreichigkeit, — doch wozu dient es, am Stile eines Autors zu mäkeln? — „Man schreibt, wie man in u s s“ hat Conrad einmal gesagt. Und in der That, sieht man sich diesen Stil nur ordentlich an und studirt ihn ein klein wenig genauer, — man wird gar bald finden, wie er trotz aller seiner Fehler und Mängel, seinem eigentlichen Charakter nach doch nur der c o n f o r m e Ausdruck ist der ureigenen Natur des Schriftstellers, der ihn schreibt, die charakteristischste Ausdrucksform für jene unbändige „P s i s s i m o s i t ä t“, — die sich als das wesentlichste Element dieser seltsamen Schriftsteller-Individualität darstellt.



Dahn's Weltuntergang.*)

Von W. Völsche (Berlin).

Es liegt etwas Dämonisches, etwas Bezauberndes in dem Worte „Weltuntergang“. Ein begabter Dichter — und dieses Motiv: man sollte gewiß glauben, es müsse ein gewaltiges Kunstwerk erblicken aus solcher Vereinigung. Und die Thatfache besteht, daß vor nicht langer Zeit ein deutscher Poet, den wir sicherlich unsern begabten bezeichnen wollen, Paul Heyse, hoffnungslos an dem Stoffe gescheitert ist, als er ihn dramatisch bearbeiten wollte; man durfte sagen, Heyse sei von Hans aus kein Dramatiker, man hat es mit Fleiß zu seiner Entschuldigunng vorgebracht. Jetzt tritt ein zweiter Dichter, und auch er ein hochbegabter, in die Schranken, er versucht sich mit dem gigantischen Motive auf seinem eigensten Gebiete, im historischen Roman, — und wieder ist es ein großer Schiffbruch, ein böses, betrübliches Trauerspiel, was uns vorgeführt wird. So scheint denn an dem Titel wohl eher ein Fluch zu haften, als ein segensbringender Zauber.

Es ist nicht schwer, das Netz zu entwirren, in dem Dahn sich gefangen hat. Der Roman hat sechs Bücher. Man lese das erste, und man weiß, daß ein vollkommeneres Vergreifen in der Stimmungsfarbe nicht wohl möglich war. Dahn hat das kolossale Motiv, das er doch zur Aufschrift über das Ganze wählt, nicht zur treibenden Idee seiner Handlung gemacht, er hat es als äußerlichen Situationseffect daraufgepfropft. Die Panik im Gefolge des Gedankens an plötzlichen, vorausbestimmten „Welt-Untergang“, wie sie um's Jahr 1000 sich äußert, ist geschichtlich keine wunderliche Augenblicksluane. Sie begreifen, sie aus ihren Wurzeln entrücken, heißt in's innerste Gewebe des mittelalterlichen Geistes eindringen. Der Stoff ist ein eminent psychologischer, es steckt gewissermaßen das eigentliche Seelenrathsel des Mittelalters darin, die Quintessenz aus den Gemüths-kämpfen der christlichen Mystik, aus der typischen Zeit der Weltabkehr und der Allmacht des ungeheueren Vantrottgedankens, der die Welt nun gerade tausend Jahre lang gefoltert, ermattet, niedergedrückt hatte. Aus demselben Boden sind die Kreuzzüge mit all ihrem irre gehenden Idealismus, all ihrem Weh und ihrem Wahnsinn erwachsen, aus diesem Boden ist noch Jahrhunderte lange unselige Saat, Größe, die Verderben schuf, Zerstörung, der Titanenzeitung trug, aufgeproßt, bis dann endlich der Umschlag kam, der leuchtende Optimismus der Renaisance, die tiefe sittliche Umgestaltung im besseren Kerne der Reformation und schließlich die neue, auf Wissenschaft aufgebaute Weltanschauung, deren Wogenschlag unsere Tage bewegt. In die Schauer der mittelalterlichen Mystik mußte ein Roman „Welt-Untergang“ uns hineinführen. Statt dessen bietet Dahn uns eine Novelle voll Liebeskünderei süßlichster Art, kaum daß er in einer einzigen Scene uns eine dürftige Andeutung der treibenden Grundströmung gibt. Eine für das Mittelstück gewöhnlicher Art kaum ausreichende Intrigue macht den Anfang, ein gefälliges Pergament, ein haarsträubend ungeschicktes Complot in einem Winkelchen der Welt, eine Anzahl Liebespaare, genau nach der Schablone gebaut und sämmtlich so harmlos, daß der Leser nicht einen Moment für sie bangt, so ernsthaft auch sie selbst ihre kleinen Sorgen nehmen mögen.

Und selbst den Gang dieser winzigen, vom Stoffe losgelösten Novelle leitet eine Technik, in der ich auch nicht einen Zug von dem zweifellos ganz gewaltigen Techniker wiedererkenne, der uns vor Jahren den „Kampf um Rom“ geschenkt. Das erste Buch ist langweilig, langweilig von der ersten bis zur letzten Zeile. Die Sprache, von jeher in bekannter Weise etwas geziert bei Dahn, ist hier bei einem Maximum des geschmacklos Gefuchten angelangt, das für mich ein Ende, ein Verlangen des Stills mit völligem Verzicht auf jede weitere Anpassungs- und Bildungsfähigkeit bedeutet. Das zweite Buch bringt einen Anlauf zur Vertiefung, der aber rein episodisch sich verliert, nur noch mehr die Leere der eigentlich treibenden Haupthandlung offenbart. Gerade die Schlussscene des zweiten Buches, in der sich der Knoten der Intrigue löst, die Unterredung zwischen dem

*) „Welt-Untergang.“ Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1000 nach Christus, von Felix Dahn. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.)

wendischen Fürsten und dem Italiener, ist vollkommen mißlungen, die Ueberküstung des Priesters am Schlusse so schwach, so kindlich ungeschickt, daß auch hier wieder der Dichter, der uns vorerst die kristallklare Intrigantengestalt des Cethegus so meisterhaft geschaffen, gar nicht wiederzufinden ist. Der äußere Effect, den der Stoff gewaltig dem Erzähler aufzubringen, selbst wenn dieser noch so schwach seines Amtes waltet, ist im dritten Buche im allgemeinen theatralisch wirksam herausgearbeitet. Diese Stelle ist die unbedingt beste des Buches. Man könnte wenigstens von einem durch äußerliche Spannungstechnik fortwährenden Werke reden, wenn das hier entwickelte Feuer anhielte. Aber selbst das bewährt sich nicht: Buch vier beginnt im Tone des dürrsten Deserates, lebener fast als ein Geschichtsbuch. Von da ab findet Dahn keine Gelegenheit mehr zur Kraftentfaltung. Die entscheidenden Liebes-scenen entbehren gänzlich des Glutathems der Leidenschaft; selbst die sinnliche Scene zwischen Sullo und Minnegardis beschränkt sich auf die verbrauchtesten romantischen Couillensstücke, von dramatischem Zusammenbringen in einen Punkt, das hier bei halbwegs guter Erfindung die mächtigste Wirkung thun müßte, ist keine Rede, selbst die Schlachtschlüßbereitung, die allein noch etwas den alten (oder vielmehr den ehemaligen jungen) Dahn ahnen läßt, geht effectlos unter bei dem offen herausspringenden Ungeheiß der Gruppierung. Das letzte Buch ist vollends eine ganz schwache Leistung. Ich will hier nach so viel großen Fehlern nicht mit dem Dichter über Einzelheiten richten. Aber es hat mich doch peinlich berührt — und Anderen muß es gewiß ähnlich gehen — wie das entsehrlich verbrauchte Motiv vom Ausfangen der Giftwunde hier rasch noch die letzte Möglichkeit eines tragischen Ausganges beseitigen muß, noch dazu bei der hier geschilderten heftig blutenden Wunde ein ziemlich problematisches Ausfangen!

Es gibt eine kritische Richtung in unseren Tagen, die sich mit großer Energie gegen den historischen Roman schlechthin wendet. Von diesem Standpunkte aus sind die voranzgehenden scharfen Einwände gegen Dahn nicht erhoben worden. Ich halte den historischen Roman, wofem er den Anforderungen des modernen Wahrheitsbedürfnisses genügen will, für sehr schwer, aber nicht für irgend etwas aus apriorischen Gründen unmögliches und zu beanstandendes. Das grobe Absprechen ist in solchen Dingen ästhetisch fast ebenso gefährlich wie das blinde Verschmäheln. Wahr ist es, daß wir im Laufe der letzten Jahre eine höchst historische Dichtungen gesehen haben, daß die Ausbeute an wirklich guten Sachen aber, sagen wir lieber, an wirklichen Dichtungen verhältnismäßig gering war. Das darf uns nicht über den Wert oder Unwert der ganzen Richtung täuschen. Leider ist zu sagen: dieser neue Dahn'sche Roman muß die Vorurtheile, wo sie sich eingenistet haben, allerdings verstärken. Mag es grob klingen: ich fürchte, daß nicht der historische Roman als solcher die Schuld im gegebenen Falle trägt, sondern ein anderer, böserer Feind des modernen Schriftstellers, nämlich das leidige Schnellproducieren, die leidige Sucht, Roman auf Roman folgen zu lassen, die halbe Weltgeschichte förmlich programmäßig abhandeln zu wollen, und sich selbst in den Traum hineinzuphantazieren, man könne wirklich so eilig schaffen, könne in so wilder Hast auf das eigene Talent losstürmen und was immer invita Minerva herausgepreßt sei, sei ernstlich gute, förderliche Poetengabe. Felix Dahn ist, so weit ich seine bisherige Laufbahn überblicke, wohl von Beginn an ein eminent begabter Dichter gewesen, aber niemals einer von denen, die bloß ihr Glück zu schütteln brauchen um wertvolle Blüten an's Licht zu bringen. Man braucht beispielsweise bloß die ungeheure Masse seiner lyrischen Gedichte durchzublätern, um zu sehen, daß er nur in den Fällen Gediegenes schafft, wo er seine ganze Kraft einsetzt. Das wäre an und für sich kein Tadel, wenn ein gewisses Bewußtsein der Schranke im Dichter vorhanden wäre. Aber schon in den lyrischen Sammlungen wird der Weizen erdrückt von der Spreu. Im Roman scheint jetzt ähnlich ein völliges Verkennen des eigenen Kraftumfanges einzusetzen. Man mag einwenden, daß die Zukunft hier schon von selbst sichtet und das Beste behält. Auch Rückert oder Eichendorff wird heute keiner mehr Vers für Vers lesen, auch Walter Scott ist nur in Auswahl genießbar. Von wie viel Dichtern ist nur ein Rand geblieben! Aber selbst diese natürliche Auslese zugestanden, bleibt das Schauspiel für die Mitlebenden doch ein trauriges. Man liest den großen, den von früher her ererentlichen Namen, und wenn man das Buch aufschlägt, dann ist der Revers der Münze Rost und Grünspan. Nur der elende literarische Meid kann darüber Freude empfinden!



Philosoph und Jesuit.*)

Von Dr. A. Haaslm (Wien).

Daß alle Erscheinungen nach unabänderlichen Gesetzen vor sich gehen, welche die Wissenschaft aufzudecken hat, daß alle Wissenschaften in bestimmten Zusammenhänge untereinander und in Abhängigkeit von einander stehen, uns aber jederzeit nur eine relative Erkenntnis werden bieten können, daß wir unsere Weltanschauung auf diese gründen müssen, die Philosophie nur eine Systematisierung der höchsten Allgemeinheiten aller positiven Wissenschaften, daß sie selbst positiv sein müsse — diese von fast allen Gebildeten getheilten Ueberzeugungen sind wohl das Resultat einer langen geistigen Entwicklung; sie zusammengefaßt zu haben und zwar zu einer Zeit, da die meisten Wissenschaften ihre theologisch-metaphysische Haut noch nicht völlig abgestreift hatten; den ersten Versuch gemacht

*) August Comte, der Begründer des Positivismus. Sein Leben und seine Lehre von Hermann Gruber S. 3. (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria Laach“ 45) Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1889.

zu haben, die Reihe der Wissenschaften zu schließen, dadurch daß er die Gesetze der socialen Erscheinungen aufdeckte, die Sociologie, und damit die Grundlage der positiven Philosophie schuf, ist das Verdienst eines rastlos thätigen, in allen Wissenschaften bewanderten Genies: Auguste Comte's. Auf seine Lehren hier näher einzugehen kann ich um so eher unterlassen, als sie ja — bewußt oder unbewußt — das Gemeingut aller Gebildeten geworden sind; freilich leider nur in ihrer Allgemeinheit, während viele geistvolle Details unbeachtet bleiben. Nur eines, das die Leser dieses Blattes wohl am meisten interessieren wird, muß ich jedoch hier hervorheben: In seiner Sociologie bespricht Comte in langer gründlicher Ausführung die Entwicklung der Künste im Zusammenhange mit allen übrigen socialen Functionen; die Künste, deren hauptsächlichste Aufgabe ist, den normalen Uebergang vom activen zum speculativen Leben zu bilden, mußten selbstverständlich wie, jene, durch die Stadien der Theologie und Metaphysik, um endlich in das des Positivismus zu treten.

„Die theologische Philosophie“ schließt er „welche von selbst den menschlichen Typus benutzte, der ihren wahrhaften Geist darstellte, mußte lange dem Aufschwunge der Phantasie günstig sein. Aber diese Fähigkeit war dem Positivismus eigen: der Monothetismus hinderte sie so sehr, daß sie sich nur durch das sonderbare Kunststättmittel erhalten konnte, welches inmitten des feurigsten Katholizismus, nur für ihre Zwecke den widerspruchsvollen Einfluß der religiösen Hauptepoche verlängerte. Man kann den Begriff der Gottheit oder vielmehr der Götter in ästhetischer Hinsicht seit langer Zeit als noch machtloser betrachten als in intellectueller und socialer Hinsicht; die leere Entität der Natur mit welcher die Metaphysik diesen anfänglichen Glauben zu ersetzen versuchte, bewies sich in der Poesie als ebenso unfruchtbar wie in der Philosophie und Politik.“ — — — „Das wichtigste Resultat des modernen Fortschrittes besteht in dem unwillkürlichen Zusammentreffen aller Auffassungen in dem Begriffe der Menschheit, deren actives Ueberwiegen nach allen Richtungen die alte theologisch-metaphysische Weiordnung verdrängen muß. Diese neue geistige Einheit besitzt zweifellose ohne künstliche Mittel einen sehr passenden ästhetischen Inhalt, wenn er nur richtig benutzt wird. Eine solche specielle Eigenschaft muß bald jener, welche die theologische Philosophie selbst in ihrem polytheistischen Glanze zeigte, überlegen sein; wenn die Kunst, die überall den Menschen sucht, deshalb lange mit der anfänglichen Philosophie sympathisieren mußte, die ihm dessen fictiven Begriff bot, wird sie sich weit leichter einer Fundamentallehre anpassen, welche diese himärische und indirecte Darstellung durch die thatsächliche unmittelbare Kenntniss menschlichen Uebergewichtes gegenüber allen anderen Gegenständen unserer gewöhnlichen Speculation, in der früher unbekannter Beschränkung auf die realen Verhältnisse ersetzt. Es ist sicher für jene, welche dies würdigen Können ein unersehbarer Born neuer poetischer Größe in der positiven Erfassung des Menschen.“ — — — „Die fundamentale Verpflichtung der modernen Kunst, alle ihre Gebilde der Gesamtheit der realen Gesetze unterzuordnen, wird ihr jedoch nicht die wertvolle Quelle fictiver Wesen rauben. . . . Dieses logische Hilfsmittel kann sich ja auch die Biologie bedienen und damit so schöne Erfolge erzielen, wie dies bei der Geometrie der Fall ist — es ist überdies klar, daß der Zweck und die Verhältnisse der Kunst eine viel ausgedehntere Anwendung dieser Hilfsmittel gestatten, die in der Theorie leicht mißbräuchlich werden kann. Jeder sieht jedoch, daß der ästhetische Gebrauch derselben sich hauptsächlich auf den Menschen beziehen muß, der, sei es zum Guten oder zum Schlechten verändert angenommen wird, um passend die Wirkungen der Kunst zu erlösen, — ohne jedoch jemals die fundamentalen Gesetze der Realität zu verletzen.“ (Cours de philosophie positive Tome ed. pag 764).

In diese Worte faßte er unsere Auffassung von der Kunst und wurde damit der Verkünder der modernen Dichtung, wie er der Begründer der modernen Weltanschauung ist. Mit der modernen Fortbildung beider ist sein Name unauflöslich verbunden; er bewirkte ihre bewußte Weiterentwicklung, constatirte ihre Lösung vom alten Inhalte und gab ihnen einen neuen. Kunst, Wissenschaft und Philosophie führte er vom Unbestimmten zum Bestimmten, vom Absoluten zum Relativen, denn sagte er: „Alles ist relativ, das ist der einzige absolute Grundsatz.“ Die ersten Ursachen, sowie der Endzweck sind unserer, nur auf exacte Beobachtung gegründeten Erkenntniss verschlossen, wir können wohl die Grenze unseres Geistes, doch nicht die des All sehen; immer wird ein „Unbekanntes“ zurückbleiben; in dem Gebiete dieses, wo das Wissen aufgehört hat, möge der Glaube sein Wesen treiben, in der Wissenschaft ist kein Platz für ihn — vielleicht eine Erklärung warum Unwissenheit und Glaube in geradem Verhältnisse zu einander stehen!

Es ist klar, daß dieser Mann von den Berufs-Gläubigen nicht unbehelligt bleiben, man sah auf die Dauer nicht mit Angriffen gegen seine Schüler begnügen konnte — und ist es nicht möglich den Saum seines Kleides zu erreichen, um ihm etwas am Zeug zu flicken, so stellt man sich eben auf eine Pyramide religiöser Heuchelei oder läßt sich durch die Leere schümmerischer Bornirtheit in die Höhe treiben, um verachtend auf den herabzuschauen, der auf dem Boden und nicht in nebelhaften Sphären weilt. Aber es ist nicht mehr Comte, mit dem jene Herren es zu thun haben, nicht mehr der Mann, der es verschmähte auf die Angriffe der Gegner auf seine Lehre zu antworten, da diese kraft ihres eigenen Gewichtes durchdringen müsse, es ist die moderne Menschheit, die für ihre Weltanschauung kämpft und es verstehen wird, jene zurückzuweisen, die selbst die Ecksteine ihres wissenschaftlichen Pantheons besudeln und auch auf dem Grabe ihrer Philosophen ihr Gekläff hören lassen.

Comte konnte man mit den gewöhnlichen Mitteln nicht beikommen; man mußte daher auf ihn einen Mann loslassen, der mit mehr als gewöhnlicher Schaulust den Mangel jedes anderen sittlichen Grundsatzes, als „daß der Zweck die Mittel heiligt,“ verbindet, — dieser Mann fand sich in seinem neuesten Biographen. Wie dieser seine Aufgabe auffaßt, lehren folgende Worte: „Der anti-religiöse und anti-spiritualistische Geist und das Eigen-

thümliche der Comte'schen Philosophie überhaupt kommt namentlich bei Behandlung der Biologie und der Sociologie zum Ausdruck. Da her können wir uns bei Besprechung der vier ersten Hauptwissenschaften kurz fassen. Bei den zwei letzten, besonders bei der Sociologie, sind wir genöthigt, ausführlicher zu sein. . . . Wir lassen also im folgenden Comte das Wort.“ (Gruber S. 45) Er läßt nun Comte das Wort, führt nur Comte's Sätze an, so daß Niemand daran zweifeln kann, es seien Comte's Ansichten, die er aus dem Gebotenen herausliest. Er läßt ihm das Wort um seine Gedanken zu verdecken, er läßt ihm mit den eigenen Worten einen anderen Geist an; sorgfältig vermeidet er selbst einen Auszug aus seinen Werken zu machen, damit ihm Niemand Fälschung vorwerfen könne, er fälscht lieber in einer Weise die er vor jedem Vorwurfe sicher glaubt. Comte selbst bietet an vielen Stellen eine Zusammenfassung seiner Grundsätze, Littré, Robinet, Longchamp, Mig, Martineau haben sehr gute Auszüge seiner Werke geliefert, J. St. Mills Darstellung zu benutzen schente selbst ein Beweis nicht — aber Hermann Gruber wandelt seine eigenen Wege: Die Werke Comte's werden hergenommen, Sätze, die durch hunderte Seiten umfassende Ausführungen getrennt sind zusammengestellt, mögen sie nun im Zusammenhang stehen oder nicht, sich auf fundamentale Gedanken oder auf Nebensächlichkeiten beziehen — never mind Comte sagte dies und das genügt, um der gläubigen Herde klar zu machen, nicht nur wie verurteilt sondern auch wie verurteilt sein Lehrgebäude ist. Ignatius mag seinen Jünger loben! Comte's Haut wird zerschneiden, einige Lappen aus den verschiedensten Theilen zusammengeheftet und nun schlüpft der Zwerg Hermann Gruber in dieses Futteral und ruft: „Sieht man in Comte's Haut nicht wie ein Harlekin aus?“ Jawohl Herr Gruber in dem Werke Ihrer Hände gleichen Sie einem Harlekin!

Ein Beispiel für viele; ich habe oben einen kleinen Theil von Comte's zusammenfassenden Auszug über die ästhetische Entwicklung und ihre Ziele gegeben — sehen wir wie Gruber dies macht: „Die ästhetische Entwicklung schloß sich an die industrielle zunächst an (VI 144). Auch für sie ist die sociale Ordnung des Mittelalters in jeder Hinsicht die Wiege (VI 155). Die homogene Gestaltung des katholisch-feudalen Wesens war dem ästhetischen Aufschwunge sehr günstig (VI 165). Der modernen Kunst fehlt bisher die einseitige philosophische Leitung (VI 166). Hieran bespricht Comte die ästhetische Entwicklung der einzelnen, schon erwähnten drei Phasen (VI 170, 177, 187).“ Gruber S. 66)

In ähnlicher, oft noch viel bezeichnenderer Weise, wird ein Werk von mehr als viertausend Seiten in weniger als vierzig Seiten „ausgezogen“. Noch traugig-possierlicher denn als Referent stellt sich Gruber als Kritiker dar; da springt sein Verstand völlig aus, sein gläubiger Horn in die Rutte, und nun wirft sich der Pflast zum Verteidiger der Philosophie auf, erklärt Comte's positive Philosophie sei gar keine Philosophie, sondern nur „ein höchst unwissenschaftlicher Versuch die Philosophie zu zerstören“. Aber nicht genug damit, hebt er Comte's „Anmaßung“ hervor, die in genauem Verhältnisse zu seiner Unwissenschaftlichkeit steht, er nennt seine Sprache teck und blasphemisch und führt gleichzeitig wüthige Hiebe gegen die Liberalen, Freidenker, Freimaurer, gegen Giordano Bruno den „sittlosen Menschen“ und macht es endlich Comte zum Vorwurfe, daß er den Menschen nur als den vollkommensten der „lebenden Körper“ als das erste der Thiere auffaßte.

Zum Schlusse leistet er sich folgende Kraftsätze: „Unternehme es ein Lucifer, in Aufsehung gegen Gott die Welt auf andere Grundlagen zu stellen, als die gegebene, so würde er es nicht weiter bringen als zur Frage“. Dies zur Analogie mit Comte, und „Die katholische Lehre allein hat sich immer auch im Leben bewährt und bewährt sich in demselben noch heute. Die großen Heiligen der Kirche, welche dieselbe in ihrem Leben durchführten, waren unbestreitbar die edelsten, vollkommensten, idealsten Menschen, welche die Geschichte aufzuweisen hat. Nur die Wahrheit macht groß und ehrwürdig“. Dies im Gegensatz zu Comte!

Wir wollen dem Manne aber Gerechtigkeit widerfahren lassen und gestehen deshalb ein, daß die von ihm gegebene Biographie Comte's eine der besten ist, auf einer gründlichen und fleißigen Verarbeitung sämtlicher Quellen beruht und uns daher ein ziemlich richtiges Bild von Comte's Leben bietet. Nur Eines muß hervorgehoben werden! Mit peinlicher Genauigkeit sucht er die innere Einheit der beiden Lebensabschnitte Comte's zu beweisen, sucht einerseits alle Belege für seinen Wahnsinn hervor, der aber nicht nur durch Ueberanstrengung sondern notwendig daraus zu erklären ist, daß „der Fortschritt nach demselben zu gestalten.“ Andererseits klammert er sich an das fadensteuige Urtheil eines Gerichtes, um zu beweisen, daß Comte in seinen letzten Jahren nicht verrückt gewesen sei, — nur um durch seine späteren Werke den „Cours de philosophie positive“ zu verdunkeln, — obwohl er selbst anführt, daß Comte sich nicht nur an den Czar und den Großvezier, sondern sogar an den Jesuiten-General wandte, um die Durchführung seiner positivistischen Utopie zu beschleunigen.

Doch darüber wollen wir mit ihm nicht rechten; die geistige Unmachtung erscheint dem Mitgliede (Societatis) Jesu offenbar weniger anormal als uns.

Chacun selon ses facultés.



Die große Sünde.*)

Von Michel Feitsh (Brünn).

Mit Recht hat Wahr sein neuestes und im eigentlichen Wortsinne erstes Bühnenstück dem Großmeister des modernen Dramas Henrik Ibsen, gewidmet.

Weßt doch aus dem titanisch angelegten Trauerspiele ein dem berühmten Norweger verwandter Geist! Nicht etwa, als ob Wahr ein Nachtreter und Nachempfänger Ibsen's wäre — beider Individualitäten sind zu verschieden, als daß sie gleiche Bahnen wandeln könnten.

Über gemeinsam ist ihnen das Erfassen des innersten Wesens unserer Zeit, das Ueberbordwerfen alter verrosteter Kunstprinzipien, sowie das Ziel, auf das sie lossteuern.

Wie Ibsen schöpft auch Wahr seine Gestalten mitten aus dem Leben, und er zeichnet sie mit Lebendigkeit und Anschaulichkeit und so wahrheitsgetreu, als wäre er sein eigener Epigone.

Gleich Ludwig Büchner (mit dem Wahr namentlich im Stile manchen Berührungspunkt hat), kann er von sich sagen, er schreibe mit dem Blute seines Herzens und dem Saft seiner Nerven.

Er liebt seine Zeit, wie eine Mutter ihr einziges Kind, mit unendlicher Zärtlichkeit, aber er gleicht nicht der Verbildeten, die die Schwächen ihres Liebings nicht sieht. Da er sie erkennt, blutet ihm das Herz, und er geißelt seine Zeit, um sie zu bessern.

In der „Großen Sünde“ sehen wir eine ganze Klasse von Menschen in allen Schattierungen vertreten. Und doch findet sich unter 42 Gestalten keine Schablone, keine Caricatur.

Und wiederum wir in jeder einzelnen Gestalt einen Typus unserer Zeit erblicken, so ist doch jedem einzelnen Menschen des Dramas das Feuer des Prometheus eingehaucht. Niemals geht das Individuelle im Typischen verloren.

Geht von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, überall findet ihr sie zu Hause, die Wahr in der „Großen Sünde“ gezeichnet hat.

Bei jedem Commerce sitzen sie der Reihe nach an den Tischen. Obenan der Streber Ginther mit seiner „einzigsten“ zündenden Rede, ihm zur Seite der sich am Klänge seiner eigenen Stimme bezaubernde Hugh, in der Mitte der nach oben und unten schielende Pörl und in eine Ecke gekümmert Baron Schwind mit dem karaktersich überlegenen Lächeln um den Mund u. s. w., u. s. w. Und der Held Dr. Heyden? Unglücklicher! der bist du selbst, der du noch so naiv bist, das Fittergold der Rede für bare Münze zu halten. Du allein bist trunken im Kreise der Mächtern, du allein ein Ueingekehrter in den Reihen der Wissenden. Auch du wirst einst entmüthet werden, auch die Flügel deiner Begeisterung werden einst verbrannt sein, und wenn du dann kein Menschen verachtender Schwind oder Sinnesgenüßler Walters wirst — dann bist du dem Untergange geweiht wie unser Held.

Die Handlung in der „Großen Sünde“ ist in groben Umrissen folgende:

Dr. Heyden, ein junger Gutsbesitzer dessen erst angelegte Natur an der Ausbildung seines Fehs arbeitet, und der an dem trockenen Raisonnement der Politik keinen Reiz findet, wird gelegentlich eines Festes in den politischen Verein „Opposition“ eingeführt. Die Schilderung dieses Festes nimmt den ersten, räumlich größten, Act ein.

Heyden wird durch eine Rede Ginther's so begeistert, daß es wie eine innere Erleuchtung über ihn kommt und er mitthun will „an dem großen Werke der Volksbefreiung.“ Bei diesem Feste verlobt er sich in einen Backfisch aus „guter Hause“, der von der Mutter angeleitet (Heyden ist ja eine gute Partie), die Rede über den Unerfahrenen spannt.

Im zweiten Acte werden wir in das Clubzimmer der „Opposition“ eingeführt. Wir erfahren, daß der nunmehr verheiratete Heyden der erklärte Führer der „Opposition“ geworden ist, von welchem alle Fäden der Politik gesponnen werden.

Während sich die Clubler, jeder in seiner Weise, amüsieren, tritt einer der Ihrigen mit der Nachricht ein, daß das Parlament durch einen Gewaltstreich der Regierung aufgelöst sei. Ungeheure Verwirrung — Rathlosigkeit.

Im dritten Acte führt uns die Scene ein Meeting der „Opposition“ vor. Heyden, ein Mann der That, will mit Gewalt der Gewalt entgegenreten, nicht mit unbeweglicher, — er hat einen Plan geschmiedet, um das in's Leben zu setzen, wofür sie alle in Worten eingestanden.

Da geschieht das für Heyden Unerwartete: Alle seine Freunde fallen von ihm ab, ja, er wird mit roher Gewalt von der Tribüne geschleift und blutig geschlagen.

Im vierten Acte kehrt Heyden vom Kerker heim, den er für seine hochverräterische Agitation hat aussetzen müssen, gebrochen an Leib und Seele. Mit jeder Faser seines Lebens klammert er sich nun an sein geliebtes Weib, der einzige Trost, der ihm aus dem großen Schiffbruche des Lebens übrig blieb.

Sie aber muß, trotzdem sie ihn liebt, der Welt wegen, ihren Mann verlassen, um nicht Schimpf und Schande auf ihre Familie zu laden. Nur noch eine Nacht der Liebe will sie mit ihm genießen. Heyden ergreift wüthender Ekel, er stößt die „Diene“ von sich, und als sie dann ihre gemeine Seele offenbart, da erbrockelt er sie.

Im fünften Acte sehen wir die Clubler in Gesellschaft der Baronin Torgau und ihrer Genossinnen aus der Halbwelt als Maskenfeier eines Maskenballes eine improvisirte Orgie feiernd.

Während sich die Masken zu einem Tableau, darstellend die „Apotheose der Civilisation“, vereinigen, erscheint der wahnsinnige, dem Irrenhause entsprungene Heyden und bittet die Torgau als „Priesterin Gottes“ um Verzeihung für die große Sünde — die er gegen die Lüge begangen. —

In ergreifender Weise ist in diesem Trauerspiele die Gefahr gezeichnet, welche dem socialen Leben durch die politische Lüge droht. Wie Pilze aus feuchtem Boden schießen überall Vereine aus allen Kreisen der Bevölkerung hervor, die die Freiheit als Ausschängelschild benützen.

Was aber ist ihr eigentlicher Zweck? Darauf antwortet Wahr in der „Großen Sünde.“

Für einen Theil sind sie die mischenbe Kuh, die sie mit Reichthumsmandaten, Macht und Einfluß versorgt. „Wenn er wirklich Abgeordneter ist — da macht sich einer ein Heidegelb, wenn er's ein bißchen versteht.“ Für die Mitter heiratsfähiger Töchter sind sie die besten Kupplerinnen. „Man ist es einfach dem Glücke seiner Kinder schuldig in die Opposition einzutreten.“ Einem anderen Theile wieder bilden sie eine Stätte des Amusement. „Upmann Flor.—Prunier mit vier Sternen — eine gut dressierte und wohl parfümierte Cocotte und dann ein bißchen Revolution gemacht, daß einen der heiße Athem der Leidenschaft versengt, und der trotz der Erbitterung wie ein kaltes Messer an die Rippen fährt. — Was wäre ein Leben ohne das! Das peitscht einen wieder eine Strecke weiter.“ Der dicke Dohrke ist Revolutionär „aus Durst“. Hugh aus Gesundheitsrücksichten. „Ohne die tägliche Gymnastik auf dem Rechte der politischen Begeisterung würde er fett.“

So haben sie alle „das Wohl des Volkes auf der süßen Zunge, den eigenen Vortheil aber im rauhen Handgriff“. Das ist die compacte Majorität an der jene Wenigen scheitern, die aus Ueberzeugung für den Fortschritt, für die Wahrheit kämpfen. Die meisten derer, die die hohle Lüge erkannt und den Sumpf der Gemeinheit sehen und riechen, haben nicht die Willenskraft dagegen zu kämpfen. Diese bilden die Klasse der Pessimisten aus Trägheit, aus Ekel vor der Verührung mit der thätigen Welt. „Ueberhaupt kein Ziel haben, nichts wollen vom Leben, jede Verührung mit der Welt sorgfältig vermeiden neben ihr einhergehen, gleichsam am anderen Ufer, durch den breiten Strom der Verachtung von ihr getrennt und höchstens einen neugierigen Blick hinüberwerfen — das Treiben der Menschen sich anschauen aber nicht mitthun.“

Neben der politischen sind selbstredend noch andere gesellschaftliche Lügen in der „Großen Sünde“ geschildert — Wer könnte ein Bild unseres socialen Lebens zeichnen, ohne die Lüge in hundertfältiger Gestalt, ohne einen Dattentönig von Lügen vorzuführen.

Eigenthümlich, originell ist die Technik der „Großen Sünde“. Während wir sonst im Drama (mit Ausnahme der Shakespeare'schen Volkscenen und deren Nachbildungen) in der großen Regel der Fälle ein Nacheinander zu sehen bekommen, eines spricht artig nach dem andern, zeigt die „Große Sünde“ ein Nebeneinander und Naeinander.

Dadurch bekommen wir ein treues Abbild unserer kümmernden, hastenden, nervenerschütternden, rathlosen Zeit. Aber auch die „Große Sünde“, deren Vorzüge wir bewundernd anerkennen müssen, ist nicht frei von Mängeln.

Ein Hauptfehler ist unserer Ansicht nach, daß über die Hälfte des Dramas, nahezu zwei Acte, mit Schilderungen ausgefüllt ist, ohne daß die Handlung merklich fortgeschritten würde. Freilich die Schilderung des Festes sowohl im ersten Acte sowie des Amusements der Clubler im zweiten Acte ist einfach großartig, aber im Drama suchen wir doch vor allem Handlung. Jedes Drama muß ein Organismus sein, ein in sich abgerundetes Ganzes, das lebt und sich entwickelt.

Eine Reihe prachtvoller Scenen ist noch lange kein Bühnenstück, wenn ihnen „der Welt allmächtiger Puls“, die Handlung, fehlt.

Erst zu Ende des zweiten Actes, als die Nachricht vom Sturze des Parlamentarismus in die „Opposition“ kommt, beginnt eigentlich das Drama. In dieser Beziehung steht Wahr im fundamentalen Gegensatz zu Ibsen. Während bei diesem die Handlung mit der ersten Zeile beginnt und fortwährend wächst und aufschwimmt und aus sich heraus die Charaktere gebiert — Schilderung und Handlung fließen in Eins zusammen — läßt Wahr erst die Charaktere entstehen und die Handlung nachfolgen.

Deshalb beginnt das Drama erst mit Ende des zweiten Actes und da auch der dritte Act noch zum großen Theile mit der Schilderung des Meeting sich beschäftigt, so erhebt es sich erst vor Thorperre im vierten Acte zu voller dramatischer Kraft.

Dieser Act bezeichnet den Höhepunkt der „Großen Sünde“. Die Scene zwischen Heyden und seiner Frau, die seine psychologische Entwicklung des erwachenden Wahnsinnes bei Heyden und der Zwiespalt in der Seele seiner Gattin gehören zu dem Erhabensten, was dramatische Kunst jemals geschaffen. Wie die Triarier im Heere der Römer „noch gewonnen, selbst nach dem Verluste“ so muß der vierte Act der „Großen Sünde“ die Herzen auch jener Zuhörer gewinnen, die den Mangel dramatischer Handlung in dem Vorhergegangenen mißten.

Im fünften Acte führt der freilich ungemein bühnenwirksame, aber etwas bizarre Schluß. Das Tableau scheint zu gesucht. Man fühlt die Absicht heraus, daß der Dichter einen Knalleffect herbeiführen will.

Ein zweiter Fehler der „Großen Sünde“ liegt in der zu großen Vertrauensseligkeit des Helden.

Ein Mann, der zwei Jahre das Oberhaupt einer Partei ist, sollte nicht erkennen, mit welchem Gefindel er täglich verkehrt?

*) „Die große Sünde.“ Ein bürgerliches Trauerspiel von Hermann Wahr. (Zürich. Verlagsmagazin.)

Ein Mann, der längere Zeit in der innigen Gemeinschaft der Ehe mit einer Frau lebt, sollte ihre Seele noch nicht detailliert gesehen haben! Nein, das können wir nicht glauben, das lassen wir uns nicht aufbinden. Trotz dieser Fehler, aber ist die „Große Sünde“ alles in allem ein Trauerspiel, das sich würdevoll und ebenbürtig an die besten Schöpfungen Henrik Ibsens anreißt.

Dass es bislang noch nicht die Bühne erobert, ist eine der großen Sünden, wie sie leider täglich von den Herren Theaterdirectoren begangen werden.

Bei diesem Drama haben jene Herren, auf deren Schultern das Wohl und Wehe des Bühnendichters ruht, nicht die feile Ansrede, dass es die Scham verleihe. — Selbst der prüdeste Backfisch aus „gutem Hause“ könnte es hören, ohne den keuschen Blick zu Boden senken zu müssen, ohne dass die holde Röthe der Scham ihm in das unschuldvolle Gesicht steigen müßte.

Der „Fall Clemenceau“ freilich, das ist Euer Fall, aber das Stück eines einheimischen Talentes, eines großen starken Talentes, das nur noch der Bühne bedarf, um die schönsten Blüten, die edelsten Früchte zu treiben, das werft ihr zu den Todten. Doch wie Ibsen die Bühne erobert hat — so wird auch Wahr sie erkämpfen — daran glauben wir fest, weil wir an eine moderne Bühne glauben, die uns endlich statt nackter Unwahrheit das Wehen und Ringen unserer Zeit vorführen wird, getreu den Worten Schiller's:

„Die Schaubühne übernimmt Schwert und Wage und reißt die Laster vor ihren schrecklichen Richterstuhl.“



Gedichte.

Zuversicht.

Mädchen mit den graden Schultern
In dem engen braunen Mantel,
Mit den zieren Ellenbogen,
Die sich nah den Hüften halten,
Mit dem marktgefüllten Körbchen,
Eile nicht so rasch vorüber,
Bitte dreh' dich einmal um.

Sage mir, der lange Kimmel,
Der dir gestern gieng zur Seite,
Der so eusig mit dir schwagte,
Siegesfett auf dich hinabsah,
Unverschämt mich überglotzte,
Sage, dieser lange Kimmel,
Möcht' ich wissen, ist dein Schatz?

Erst vor kurzer Zeit entdeckt' ich
Deine wunderschönen Augen,
Und ich will's mir überlegen,
Wie beginn' ich meinen Angriff,
Langsam, mit der Sonde Vorsicht,
Oder wie der Luchs im Sprunge;
Brände flogen mir in's Herz.

Doch gleichviel — auf meine Haide,
Wo der Mittelfall am Himmel
Seine Todeschwinge schüttelt,
Um im Sturz die Maus zu schlagen;
Wo auf weitenweiten Gängen
Keiner Seele ich begegne,
Dorthin einst bestell' ich dich.

Dort auch kenn' ich ein Geheimnis:
Eines Birkenwäldchens Unschuld.
Und in diesem Wäldchen weiß ich,
Werden wir uns heimlich treffen:
Nur der alte Landbriefträger
Nimmt dort abends seinen Nichtweg,
Und der sieht und hört uns nicht.

(Aussagen.) Derlev Freiherr von Liliencron.

Enthüllung.

Vergessen deckt mich; purpurne Dämmernacht —
Die Sterne giengen. Rufend aus Gärten weit
Ein irres Stimmlein kommt im Frühhauch —
Grüßend aus Welken, die längst gesunken?

Was weckst du frühe, grausam aus Träumen mich?
Wer bist du? sage — bist du die Nachtigall?
Die schluchzend lacht und ruft zur Liebe!
Singende Seele der wachen Sehnsucht?

Kein Ton der Antwort! Plötzlich erfaßt es mich —
Nach süßem Weckruf brütet die Stille rings
Noch ungebrochener auf der Stunde
— fürchterlich war es: ich hörte Stille! . .

Es war, als lauschte tief in die Zeit mein Ohr
Ich hörte durch das webende Schweigen rings
Die Pulse feinsten Lebens pochen,
Wessen der rinnenden Zeit verrauschen. . .

Vergang'nes ward mir wieder zur Gegenwart,
Die Zukunft hob sich, wie aus Gewölken Licht —
Die Stunde raunte mir Geheimnes —
Hilfenlos trat mir die Wahrheit nahe. . . .

Der Schein der Dinge stoss in ein trübes Licht
Und stehend löste sich aus dem Schein das Sein
Befreit von Schalen und von Schleiern
Sah ich den leuchtenden Kern der Dinge.

Es schien dem Geiste raumlos der mächt'ge Raum
Und zeitlos schien das Wallen der Zeit zu sein. . . .
Und plötzlich brach durch's Mitternäch't'ge,
Funkelnd wie brennende Morgenstrahlen,

Und blitzesblendend, wie in Gewitternoth,
Und überirdisch, gleich einem Götterblick,
Der strast und läutert, tiefer Schauer:
Ewigkeit füll't' ich, die endelose! . . .
(Straßburg.) Alberta von Puttkamer.

Trübe.

Die Luft liegt die Luft, der Wind fliegt bang
Der Regen rinnt, den Wald entlang
Zieht Seufzerzug, singt Grabgesang . . .
Nun streut die Schwermuth ihre Keime
In angstgefurchte Herzen ein,
In dunkel abgetönte Keime
Verhüllt der Dichter seine Pein.
Ach, wer sein Weh zu Rhythmen flücht,
Der ist noch lang der Aermste nicht,
Doch wer um Glück und Glanz betrogen
Die Stirne zu den Scheiben preßt,
Wer grauenscherwer hinabgezogen
Sich tief und tiefer treiben läßt;
Wem Kraft und Wille tren selband
In Unkraft und Verzweiflung schwand;
Wer schon zu müd, den Feind zu fassen,
Der ihn erwürgt, zum Tod gelassen
Verkohlend sich in Asche schiebt
Und nicht mehr leuchtet, nicht mehr liebt,
Kein Klang reißt die zerstampfte Seele
Aus ihrer dumpfen Kerkerhöhle.
Die Luft liegt grau, der Wind fliegt bang,
Der Regen spinnt, den Wald entlang
Zieht Seufzerzug, singt Grabgesang.

(Zürich.) Karl Genckell.

Frieden.

Ich flüchte aus dem Marktgedränge,
Das mich zu Tod hat müd gemacht,
In deine traumunlaubten Gänge,
In deine süße dunkle Enge,
O schattenscheue, stille Nacht!
Das Trostgeschmiege deiner Schleier
Deck' um dies angstverzehrte Herz,
Dafs es in deiner Segensfeier
Vergesse seinen letzten Schmerz!

Es stand der Horizont in Gluthen,
Nun stirbt der Feuer Brandgeloh!
Das letzte Weh will sacht verbluten —
Ich höre sie vorüberfluten
Die Siege, denen ich entsloh!
Du ziehst mich auf dein Balsamlager,
Geliebte Sterngebärrerin,
Und es erlischt dem milden Klager
Die Lege seiner Phantasie'n . .

Nun ward ich ganz, so ganz dein eigen,
Und jede Unrast ist gebannt —
Dein großes, dein gewalt'ges Schweigen,
Vor dem sich alle Sillime neigen,
Trug mich in meiner Sehnsucht Land . .
Ein unbegreiflich süß Ermatten
Löst meines Leibes Gliederhaft —
Vorüberhuscht der letzte Schatten,
Und es verströmt die letzte Kraft . . .
(Wärzburg.) Hermann Conradi.

Verlust.

Ich gieng an deinem Haus vorüber
— die Reue hemmte meinen Gang —
Und horch: von dort zu mir herüber
Scholl Geigenzittern und Gesang.

Ich schlich mich leise lauschend näher,
Kein Auge wurde mich gewahr,
Und stand — des eigenen Schmerzes Späher —
Bis jeder Ton verflungen war.

Und schöner schien mir dieses Singen
Der Liebe, das die Nacht durchdrang,
Als was ich je dir durfte bringen,
Als je ein Lied, das ich dir sang!

Noch immer schlich der Ton der Geigen,
Der Laut des Liedes um mein Ohr,
Als schon sich in der ferne Schweigen
Mein Pfad der Einsamkeit verlor . . .

(Zürich.) John Henry Mackay.

Als ich an deinen Knieen hing.

Als ich an deinen Knieen hing
Und so mich klein gemacht,
Mein Aug' in Thränen übergieng —
Hast du mich ausgelacht,

Da hab ich selber mitgelacht —
Ernst war's ja nicht gemeint —
Und stittig dir gewünscht gut' Nacht,
Und da — hast du geweint.
(Stolberg a. Harz.) Otto Reich.

Nächstenliebe.

Das war ein Bild der Nächstenliebe:
Wie eine Greisin müd' und krank,
Anwogt vom wirren Marktgerübe
Auf einen Stein darniederfant, —

— Und wie so manche Blide weiltten
Voll Mitleid auf der Armen Noth,
Und Alle doch vorüberreiteten,
Und Keiner, Keiner Hilfe bot, —

— Wie Jeder, nur sein Ziel erstrebend,
Vorbei in schauer Hast entwich. —
Noch denk' ich jenes Tags erbebend,
Denn ach! — vorüber gieng auch ich.
(Breslau.) Paul Barsch.

Anacreon.

Wenn Rose sich zur Rose neigt,
Gibt's doppelt rothen Schein;
Der junge Mund auf jungem Mund —
Ein Küssen hold und fein!

Doch wenn der Jugend süßer Reiz
Zum Alter sich gefellt,
Das ist, als wenn zur Kühlung ihr
In Schnee den Wein gestellt.

Kalt scheint er dann und dennoch flammt
Er dir durch Herz und Sinn;
O sage mir: „Ist junger Kuss,
Ist alter mehr Gewinn?“

(Innsbruck.)

Wolff Pichler.

Leider!

Die Welt ist heute verteuert praktisch,
Verteuert praktisch mit Mann und Maus,
Und selbst die neun Muses sehen didaktisch
Wie englische Gouvernanten aus!

Die Rosen verblühen und der Wein versauert
Und keiner lacht wenn die Sonne scheint,
Denn die Jugend ist skeptisch verschopenhauert
Und das Alter leider schon längst versteint!

Uns stürzt in tausend dunkle Misere
Das alte verdammte Warum und Wie,
Und Keiner, Keiner kann sie entbehren,
Die Bettelpennige der Philosophie!

(Berlin.)

Arno Holz.



Spanischer Literaturbericht.

Sind auch die Zeiten schon vorüber, in denen eine heilige Theresie strahlte, von der Leibnitz erklärte, daß er ihr die Grundzüge der erhabensten Philosophie entnommen, oder eine Sor Maria de Agreda, deren Briefe an Philipp IV. Francisco Silvela 1885 in Madrid herausgab, aus der Stille ihres Franciscanerinnenklosters die kluge Rathgeberin der spanischen Könige ward, eine Sor Juana Sigen die Minerva ihres Jahrhunderts hieß, eine Beatriz Galindo die Lateinerin par excellence genannt wurde, eine Sor Juana Inez de la Cruz den Namen der zehnten Muse empfing, eine Francisca de Lebrija ihren Vater, einen gelehrten Humanisten, auf der Universität von Alcalá zu vertreten im Stande war, und im Roman Donna Maria de Bayas und Mariana de Carbajal sich auszeichneten, so fehlt es doch auch dem Spanien der Gegenwart nicht an hervorragenden Frauengestalten.

Eine der merkwürdigsten ist ohne Zweifel die streitbare, in literarischen Kämpfen gestählte Galicierin Emilia Pardo Bazán, die auch einen Victor Hugo das Selbstgefühl der Spanierin empfinden ließ. Unter den spanischen Schriftstellerinnen hat sie an Vielseitigkeit ihres Gleichen nicht, indem sie bald das Leben ihrer Heimat mit bezaubernder Frische schildert und sich in der Schrift: La cuestión palpitante, artículos de estética y crítica literaria zum Anwalt des französischen Naturalismus aufwirft, wenn auch ihr Naturalismus weit von dem eines Zola entfernt, ein bloß literarischer ist, wie dieser selbst in einem Briefe an Albert Savine erklärte, bald mit Vertilgung der Werke eines Djanam und Monti über den heiligen Franciscus schreibt und sich in Lobeserhebungen über den Philosophen Feijóo ergeht, den Darwinismus ebenso wie die episch-christlichen Dichter Dante, Tasso, Milton, Gojeda, Klopstock und Chateaubriand studiert, Strophen Heine's übersezt und Reifebilder entwirft, ihren Artikeln in der España Moderna über Damenmode (Trapos y moños) einen literarisch-künstlerischen Charakter verleiht, über den russischen Roman Vorlesungen im Madrider Ateneo hält und selbst an der Spitze der spanischen Romanenschriftstellerinnen steht. Frei von dem alles verschönernenden Optimismus, der sich, ebenso wie in Antonio de Trueba's Novellen aus den baskischen Provinzen, in Fernan Caballero's Schilderungen des andalusischen Volkslebens als eines idyllischen Arabien kundgibt, hat Emilia Pardo Bazán als einzige Dame in Spanien ungeschminkte Darstellung der Wahrheit auf ihre Fahne geschrieben und in ihren Romanen: La Tribuna, El cisne de Vilamorta, Los Pazos, de Ullou, La Madre Naturaleza und Insolasio. ist sie auch dem nicht aus dem Wege gegangen, was Campoamor das „Unreine der Wirklichkeit“ nennt.

Eine geistvolle Beobachterin gibt sie das Geschaute wunderbar wieder und entlehnt mit Vorliebe ihre Gestalten dem heimatischen Galicien, das der dort Geborene mit keinem anderen Lande der Welt vertauschen möchte.

Ihr neuestes Werk: Morriña, historia amorosa (Barcelona 1889) ist wieder aus dem galicischen Leben gegriffen. Nichts kann einfacher sein als dies mit reizenden Einzelheiten ausgestattete Bildchen, das nach modern spanischem Geschmack mit Zeichnungen von Cabrinety geziert. Es ist die Geschichte eines galicischen, von dem Heimweh der Galicierinnen, der Morriña, erfüllten Mädchens, der Tochter eines Landgeistlichen, die nach dem

Tode ihres Vaters alle Ersparnisse desselben zu Messen für sein Seelenheil verwendet und sich fern von Galicien einen Dienst sucht. Es ist die Liebesgeschichte der jungen Magd und des Sohnes ihrer Gebieterin, eines ebenfalls aus Galicien stammenden Studenten. Alle Portraits sind lebenswahr, besonders gut gezeichnet ein paar Magistratspersonen. Bei Doña Emilia spricht Jeder so natürlich, wie er es gewöhnt ist.

S kaum hat sich die Lesewelt an Morriña ergötzt, als schon wieder ein Werk der ebenso geistvollen wie fruchtbaren Schriftstellerin angezeigt wird. Sie hat ihre Briefe über die Pariser Weltausstellung in Madrid unter dem Titel: Al pie de la torre Eiffel (Am Fuße des Eiffelturmes) herausgegeben. Als Rheinländer kann ich aber das Attentat nicht ungerügt vorbeigehen lassen, dessen sich im ersten Briefe die Verehrerin der nach Draugentblüte duftenden spanischen Weine, des Val de peñas und des goldenen Jerez unserem Rheinwein gegenüber schuldig macht: sie nennt ihn einen essigsauren Saft, der nach Art bleichsüchtiger Mädchen, die sich die Wangen schminken, der Farbe des Glases behirte, die seine Blässe verberge.

Auch von dem Pessimisten Benito Pérez Galdós, der mit patriotischen Romanen, den Episodios nacionales, begann, in denen ein Hauch von Ermann-Chatrion zu verspüren, und dann bald mehr bald milder in seinen Romanen: Doña Perfecta, Gloria, Marianela, La familia de León Roch, La Desheredada, El Amigo Manso, El Doctor Centeno, Tormento, Miau unter dem Einflusse von Dickens oder Balzac, von Zola oder Daudet stand, ist wieder ein Roman erschienen. Er heißt La incógnita (Madrid 1889) und ist in Briefen geschrieben, die uns eine spannende Handlung aus der Madrider Gesellschaft vorführen, deren Entwicklung und Abschluß einem zweiten Theile vorbehalten, der unter dem Titel Realidad bald folgen und eine Reihe von dramatischen Dialogen bilden soll. So erscheint dieser neueste lebensvolle spanische Roman in einer Form, die der fruchtbare Pérez Galdós bis jetzt noch nicht angewandt.

Juan Valera feiert auf dem Gebiete des Romans, auf dem er mit seinem andalusischen Sittenbild Pepita Jimenez einen unbefruchteten Erfolg errungen, und bringt jetzt in seinen Cartas americanas, primera serie (Madrid 1889) anziehende und belehrende Studien über zeitgenössische Dichter und Schriftsteller des spanischen Amerika, die dem berühmten Kritiker, dem ehemaligen Gesandten Spaniens in Washington, ihre Werke gesandt. Alles, was Valera schreibt, trägt den Stempel eines eigenartigen, vornehmen und hochgebildeten Geistes. Er ist der spanische Schack und als Meister lichtvoller spanischer Prosa fast ohne Nebenbuhler. Sein Buch, das gleich dem letzten Roman von Pérez Galdós in Briefform geschrieben, hat die Mannigfaltigkeit von Schack's jüngster Gabe: Pandora. Es lehrt, daß in der lyrischen und beschreibenden Poesie der Südamerikaner der echt spanische Geist, der in den Romanen, in den Traditionen und im spanischen Theater des 17. Jahrhunderts sich kundgibt, sich lebendig und rein, frei von aller Nachahmung der Franzosen erhalten. Valera beweist eine rühmliche Unparteilichkeit, indem er z. B. von allen Gedichten des Argentiners Dlegario Andrade am meisten die Ode lobt, in welcher derselbe voll patriotischen Bornes, mit der Mut eines Victor Hugo, in volltönenden Versen, die dahinströmen wie die Strophen des Jorilla, das verderbte Europa schmähst und Amerika preist, das zum Becher seine gewaltigen Ströme und zu Falten seines Mantels seine Jahrhundert alten Wälder besitzt.

Ramon de Campoamor, der mit dem in Granada gekrönten José Jorilla und Gaspar Muñoz de Arce das Triumvirat der spanischen Dichter bildet, während José Echegaray als spanischer Dramatiker auf einsamer Höhe ragt, ist jugendfrisch seiner Geliebten, der Poesie, treugeblieben, wenn auch von einigen des Madrider Ateneo der Dichtkunst, die an Verwahrloshung gebunden, ein baldiger Tod vorausgesagt ward. Als 39. Band der Biblioteca selecta des Real Instituto de Valencia sind jetzt die um ein Drittel vermehrten Humoradas von Campoamor erschienen. Es sind bald schwermuthvolle, bald heitere, bald galante, bald satyrische Verschen, kurze Sprüche, die mehr bedeuten als sie ausdrücken. Nur das Erhabene — mit diesen Worten schließt der Dichter seine Vorrede — ist kurz. Wenn einst die Welt zu Grunde gegangen, was bleibt dann von unseren Bestrebungen, Wünschen und Hoffnungen, von unserem Ehrgeiz und unserem Dangen? Nichts oder fast nichts. Von all' unserem Geschwätz werden nur vier Ausdrücke übrig bleiben, bis irgend ein Homer des Sternenzettes, mit dem Finger auf die Bläse zeigend, welche die Welt im Himmelraume läßt, die vier Ausdrücke in den einen Satz zusammenfaßt: „Hier lag Troja!“

Mit den Erzeugnissen der castilianischen Muse ist der Reichthum der spanischen Literatur aber noch lange nicht erschöpft; vor einem halben Jahrhundert hat die catalanische Sprache, die Sprache der Troubadours, ihre ruhmvolle Wiedergeburt gefeiert; ihr erster Dannerträger war der Barceloner Joaquin Rubió y Ors, der sich jetzt mit gerechtem Stolz des glücklichen Gedeihens und fröhlichen Wachstums der von ihm neu-gelegten catalanischen Literatur freuen darf und heute auf ein großes catalanisches Epos, die Atlantida von Jacinto Verdaguer, auf catalanische Dramen wie die von Federico Soler und Angel Guimerá, auf Dramolette wie die von Victor Balaguer, auf Dichterinnen wie Josefa Massanés und Dolores Monserba de Maciá, und auf unzählige Dichter und Novellisten blickt. In drei Bänden liegen jetzt die zarten lyrischen und die von catalanischer Begisterung getragenen epischen Klänge des Joaquin Rubió y Ors unter dem Titel: Lo Gayter del Llobregat (Der Dubsackpfeifer des Llobregat) in der Barceloner Jubiläumsausgabe vor. Sie erhalten noch einen besondern Reiz durch die zahlreichen Uebersetzungen in andere Sprachen. Besonders anmuthig ist im dritten Bande eine mittelalterliche Ritterfage Cataloniens erzählt, nach welcher der Graf von Barcelona Ramon Beranguier der Große, einst in Köln der deutschen Kaiserin Mathilde, wie Lohengrin der Elsa v. Brabant, gegenüber ihren Bekennern als Sieger im Gottesurtheil die Ehre gerettet habe.

Während die castilianische Literatur durch den Tod zweier greisen Dichter, des Marqués de Molins und des sevillanischen Canonicus Francisco Rodriguez Zapata einen großen Verlust erlitten, betrauert die catalanische in dem am 24. October in Betera verstorbenen Vicente Wenceslao Queral, der mit Teodoro Morente zugleich der Meister der valencianischen Dichterschule war, einen Poeten von erhabenem Schwung und classischem Geschmack.

Rovista de Portugal Vol. I.

Eine Nation lebt nur, weil sie denkt. Die Nation, die in Sachen der Intelligenz sich tod zeigt, oder jeder Anregung, die an sie ergeht mit Gleichgültigkeit und stiller Verachtung begegnet, die andere Völker, welche literarisch über ihr stehen, zwingt, sie für tod zu halten, muß früher oder später dulden, daß sie von jenen, die leben, weil sie denken, in den Staub getreten wird. . . . Darum ist es vor allem die Aufgabe der Bannerträger des Geisteslebens eines Volkes, auf dasselbe mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln energischer Geisteskraft einzuwirken, und für das Volk, das sich seiner sittlichen und geistigen Bedeutung bewußt ist, das nach Aufklärung und Bildung schreit, wird der Same des Edeles nicht auf harten Felsen fallen. Die Flamme des Gedankens muß, wenn sie nicht erlöschen soll, immerwährend genährt werden mit Strömen der Sympathie. Die literarische Kritik darf weder unterdrückt noch durch ein eng verknüpftes Cliquenwesen in Bedeutungslosigkeit, in ein Nichts versinken, Solche — gerade heraus sei es gesagt — Versumpfung der Kritik hat die intellektuelle Anarchie der Literatur eines Volkes zur Folge. Und mit ihr zerfällt nur zu oft das Publicum, wenn die leitende Hand fehlt, die unaussprechlich für die Hebung seiner Bildung und für die Veredlung seines Geschmacks sorgt.

Vor einigen Monaten haben sich in Portugal die ersten Männer des Reiches — in literarischer und staatlicher Hinsicht — verbunden zur Begründung einer Rovista, die allen Vorurtheilen, allen Anfeindungen zahlloser kleiner, alter und neuer Zeitschriften zum Trost durch die kraft- und geistvolle Führung binnen Kurzem zum angesehensten Organe, zu einem Denkmal zeitgenössischer Literatur geworden ist. Die Direction des Unternehmens liegt in den Händen des berühmten Vertreters der Wirklichkeitsdichtung, Eça de Queiroz, portugiesischer Consul in Paris. Die Zeitschrift eröffnet bereits in den ersten Hefen des ersten Bandes — wie das vorausgeschickte Programm erklärt hatte, einen weiten Raum der Veröffentlichung wertvoller literarischer Arbeiten — ein besonders und berufenes Feld der Kritik, wo diese erzehrende Function mit Sicherheit ausgeübt wird, den politischen Erwägungen, und sie gibt eine methodische Mittheilung über das Wissen und Denken fremder Nationalitäten, einen Ueberblick über die intellectuelle Bewegung des portugiesischen Volkes, um fremder Beurtheilung die Schätzung seiner Männer, deren Werke und Tendenzen zu gewähren und begründet ein intellectuelles Band, einen Mittelpunkt, wo die Schriftsteller, die einen mit den andern in engster Verbindung stehen, gleichviel ob sie im staatlichen Leben Gegner sind.

Die uns vorliegenden Hefte enthalten gediegene Aufsätze von in weiten Kreisen gekannten und geschätzten Schriftstellern. „A Litteratura Portuguesa Contemporanea“ von Moniz Barreto gibt mit knappen Strichen ein übersichtliches Bild der Bedeutung der modernen portugiesischen Literatur und zeigt in geschickter Weise die charakteristischen Züge literarischer Größe der Franzosen, Deutschen, Engländer, Italiener und Spanier. Es dürfte von besonderem Interesse für den Leser sein, einen Auszug aus dem Abschnitt zu kennen, in welchem der deutsche Geist verherrlicht wird:

„Das was den deutschen Geist auszeichnet, ist die Gabe des allgemeinen und tiefen Verständnisses. Dieser Geist ward schon kritisch geboren. Kein anderer ist so biegsam, so fähig die unendliche Verschiedenheit der natürlichen Schöpfungen und der innerlichen Erzeugnisse wiederzugeben. Die Seele in ihren geheimsten Offenbarungen, die Welt in ihren tiefsten Abgründen, die ursprüngliche Kraft der Natur, alles spiegelt sich in dieser wunderbar großen und zarten Intelligenz. Gelehrt und philosophisch, kosmopolitisch und encyclopädisch ist der deutsche Geist der letzte, der auf der Gedankenbahn erscheint — und dieses Jünger trägt mit zu der Ueberlegenheit der Werke bei. In diesem Jahrhundert trifft er das Gebiet für die großen Synthesen des Weltalls und für die großen Augenblicke der Geschichte vorbereitet. Der Herrscher der Darstellung ist dieser Goethe, der in seinen Schriften die vollkommenste Auffassung des Lebens niederlegt, die seit den Griechen gesehen ward. Eine tiefe Vision der plattesten Wirklichkeit und eine Fähigkeit, sie durch den Gedanken des Ganzen zu verwandeln, offenbart sich in seinen Schöpfungen wie in denen der großen Geister, die ihm vorangiengen oder ihn begleiteten. Die großen Namen in dieser Literatur sind Namen von Kritikern. Und da die kritische Fähigkeit die anderen mit sich reißt, daher das Erscheinen dieser Kunstwerke, einzig in der Geschichte der neuen Literatur, die durch ihre durchdringende klare Lebensauffassung eine philosophische und sittliche Tragweite haben, die sie wahrhaft classisch macht, daher diese tiefe und ruhige Lyrik, welche die Empfindung mit der Entfaltung der Gedanken ausdrückt daher dieses psychologische Selbengedicht, die Quintessenz des Nachdenkens und der Erfahrung daher die große Art, das Leben anzublicken, es als nothwendig erachtend, daß der praktische Verstand mit vernünftiger Eingebung gepaart sei! Die Philosophie, die sich aus der Doctein löst — das ist die Formel des deutschen Geistes, und wenn die Vernunft in sich das Wirkliche Gut und das fruchtbarste in praktischer Folge ist, so hat kein Volk mehr zum Fortschritt der Bildung beigetragen, als die Landeskente Goethe's und Hegel's. . . .“

Os Filhos do D. João I. (Die Kinder Johann's I.) ist ein Geschichtswerk aus der scharfen, gerechten Feder Oliveira Martins', das in fortgesetzten Abschnitten durch den ersten Band geht. Allmal

eine rechte Befriedigung für den Leser, die überzeugende, bestimmte Sprache des Mannes zu vernehmen. Gedichte, theils lyrische, theils realistische, unserer Zeitströmung folgend, sowie gute Uebersetzungen fremder Poesien sind in die einzelnen Hefte vertheilt. Mit besonderem Interesse weist der Leser bei den „Toiradas em Portugal“ (Stiergefecht) von Conde Sabugosa, die von dem Beginn dieser grausamen und — seltsamerweise uns nicht zuerkennenden — Schauspiele in ihren allmählichen Entwicklungen, Ausartungen, Einschränkungen unter den verschiedenen Regenten bis auf die Jetztzeit ein festes Bild geben. Ein sprachliches und stilistisches Meisterwerk müßten wir das Vorwort zu den drei Autos von Gil Vicente — „A dansa Macabra“ von José de Sousa Monteiro nennen. Das classische, plastische Ebenmaß seiner Sprache wirkt bewundernd! Einen schätzenswerthen, hochinteressanten Beitrag hat der Herausgeber der Rovista geliefert durch minutiöse Schilderungen aus dem Leben Fradique Mendes', dieses merkwürdigen, vielseitigen Mannes, der die Aufmerksamkeit fast aller Gelehrten der Welt auf sich gezogen hat. Sein erstes Zusammentreffen mit diesem originellen Geiste hat Eça de Queiroz in höchst ergötzlicher, unterhaltender Weise mitgetheilt. Unwillkürlich gedenkt man der Rede- vorbereitungen Heine's, bevor er Goethe sah.

Die Erzählung „O Caixaó“ (Der Sarg) von dem talentvollen, sehr begabten Realisten Fialho Almeida scheint uns etwas weit ausgebehnt. Durch die ausgesponnenen Episoden und häufigen Wiederholungen einer Formel, die das erstmal originell, ja verblüffend wirkt, verliert das Opus an Wert. Der Leser beginnt sich zu langweilen. Wenn der unstreitig flüchtige Verfasser die Fäden mehr handhabte und einen höheren Maßstab an sein Können legte, würde er Großes schaffen. Unspruchlos, aber plastischer, den technischen Ansprüchen vollank genügend, ist das Vorbild „Pastoral“ von Bento Moreno, der eine hervorragende Begabung für die Auffassung einfacher ländlicher Bilder und umgeschwinkter Charaktere hat.

Einen eingehenden Bericht über den Verfasser der „Epopoia da Humanidade“, sowie über dieses Werk behalten wir uns vor.

Schwig Wigger.



Kritische Rundschau.

„Tiberius.“ Historischer Roman von Wilh. Walloth. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Das Buch eines Märtyrers. Ich weiß eigentlich nicht, ob es Sinn hat diesen Roman anzuzeigen; er soll, wie die Zeitungen melden, verboten sein. Sämmtliche Werke Walloths sollen, wie die allerdings ungläubliche Nachricht lautet, verboten sein. Ist so etwas in den letzten Jahrzehnten schon vorgekommen, seit jenem berückhtigten Zeitraum, der noch heute jedem freidenkenden Menschen ein Grauel ist? O die herrlichen Zeiten, die jetzt sich bereiten! Doch ich ziehe vor, jene Nachricht vorläufig für ein Ente zu halten; wiewohl freilich die Hundstage vorüber. Was ich sicher weiß, ist nur soviel, daß, vor Wochen schon, Walloths vorlehter Roman, „Der Dämon des Meids“, in dem Oberflächlichen eines Leipziger Staatsanwaltes den Eindruck einer — „unzüchtigen Schrift“ hervorbrachte, — so lautet der Ausdruck des Strafrechtes, der aber in seiner Anwendung auf ein zweifelloses Kunstwerk impertinent, ja unmöglich ist. Ferner, bei dem „Dämon des Meids“ kann man es noch begreifen, daß er für ein entsprechendes Niveau von Kunstverständnis als „unzüchtige Schrift“ (der schenstliche Ausdruck) erscheint, wiewohl ich persönlich als Richter das Buch mit einem sehr erstanten Blick auf den Ankläger freigegeben hätte. Wenn nun aber wirklich derselbe Staatsanwalt seine Hände nach den sämmtlichen Werken Walloths ausgestreckt haben sollte, den sämmtlichen Werken, unter denen auch solche von wahrhaft preiswürdiger Unverfänglichkeit sich befinden, — dann steht mir der Verstand still, dann — und folglich schweige ich; ohnedies wäre was man da noch sagen könnte, in dieser freihetmordenden wahrheitsfeindlichen Zeit nicht sagbar.

Walloths „Tiberius“ gehöret ebenfalls zu jenen Werken von preiswürdiger Unverfänglichkeit. Man sehe

sämmtliche decameroneske Bücher der Welt als Preis für denjenigen, der eine „unzüchtige“ Stelle (der schenstliche Ausdruck) im „Tiberius“ nachweist, — und wer hält mir die Wette? — ich behaupte, daß auch die verdorbenste Phantasie nichts dergleichen wird herauskrüffeln können. Thut nichts, der Walloth wird confiscirt.

Unser Roman behandelt aus dem Leben des Tiberius im wesentlichen den Ausschnitt, der durch die Herrschaft des Günstlings Sejan bezeichnet ist. Der Kaiser erscheint bei Walloth nicht in der schlimmen Beleuchtung, in der ihn Tacitus von Anfang an einführt; vielmehr ist er bei dem Dichter ein idealgefinnter, zwar mißtrauischer und menschenverachtender, aber nicht menschenhassender Fürst, der erst durch die Verrätherci des Sejan und anderer Creaturen zu dem wird, was man sich unter Tiberius vorzustellen pflegt. Ich glaube, daß diese Abweichung von der Ueberlieferung des römischen Geschichtschreibers nicht getadelt werden darf, da ja das taciteische Charakterbild des Tiberius keineswegs eine feststehende geschichtliche Thatsache ist, sondern eben auch erst als Ergebnis einer Thatsachen zusammenreimenden Auffassung des viel späteren, dazu noch schwarzzeigerischen Geschichtschreibers zustande kam. Ueberdies muß ja immer der Dichter die Darstellung eines werdenden Charakters der des gewordenen vorziehen. Neben dem Kaiser stehen im Mittelpunkt des Interesses Drusus, der prinziplich hochmüthige, plumpe, seine Körper- und blischen Geisteskräfte autodischlemmende, dennoch aber von seinem Vater geliebte, einzige Sohn des Kaisers; ferner der allmächtige Günstling Sejan, der das volle Vertrauen des Kaisers mißbraucht, ein glatter geschickter schuftiger Streber, aber kein abstracter Böhewicht, der nur die eine Bestimmung hat, Schuft zu sein, sondern — ein echt Walloth'scher Zug — manchmal durch ein aufrichtiges Gefühl der

Beneidung zu dem kaiserlichen Herrn in der rücksichtslosen Verfolgung seiner ehegeizigen Pläne gehemmt; da ist dann weiter noch ein mehr ins Niedrige gezogenes Gegenstück zu Sejan, der possenhafte Dugbus; endlich die zweite Hauptperson des Romans, die germanische Sclavin Thusnelde, mit ihrer unabhängigen Gesinnung und stolzen Wahrfähigkeit in dem angefaulten sclavischen Rom ein wahres Wunder. Eben diese seltenen Eigenschaften senken bei einem zufälligen Begegnen die Aufmerksamkeit des Kaisers auf die Sclavin, er zieht sie in seine nähere Umgebung, und die Jugendschönheit sowie die neben so viel Verachtungswürdigen doppelt hervorglänzenden Charaktereigenschaften des Weibes wecken in dem alternden Tiber eine späte Leidenschaft, welche von Thusnelde Seite durch eine eigenthümlich zwischen Liebe und Pietät schillernde Neigung erwidert wird: die Erkenntnis und Würdigung des Großen in Tibers Natur, ein wenig Eitelkeit auf den erhabenen Verehrer und rein menschliches Mitgefühl mit dem innerlich einsamen Herrscher wirken immer stärker in Thusnelde zu Gunsten des Kaisers; aber volle alles überwindende Liebe kann der Alte eben doch nicht mehr wecken. Feindliche Ränke helfen mit zu Thusnelde's tragischem Ende und vor der Leiche der Germanin wird in dem Cäsar, der schon durch Enttarnung und Sturz des Günstlings erschüttert ist, vollends der Wütherich geboren. „Was starret ihr alle,“ fuhr er die Umstehenden um so zorniger an, da ihm die Brust, von einem unerträglichen Schmerzkrampf zerrissen, zuckte, „was starret ihr und lachst nicht? Sie hat ihre Rolle vortrefflich gespielt, aber das Trauerspiel ist noch nicht zu Ende, Freunde — soeben beginnt der Chor den Gesang der Rache —.“ Einen furchtbaren Tigerblick, aus dem jede Verzweiflung loderte, die den Menschen foltern kann, im Kreise seiner Hofslinge umherwerfend, raffte er sich empor und ließ sich hinwegführen. Charaktes sah ihm, die Schrecken der Zukunft vorausahnend nach, während es dunkel im stillen Gemach ward. Durch die Säulen der Veranda schielte der Mond auf die amnuthige traurige Mädchenleiche. Der mittelleuchtige Mond blickte wie eine tragische Schauspielermaske, deren weit zum „Wehe!“ geöffneter Mund das Treiben der Welt anklagt. „Diese Schlussworte des Ganzen überheben den Kritiker weitläufiger Charakterisierung und Lobpreisung des Stils. Der Roman ist das Werk eines wahren und eines großen Dichters; ich möchte wahrlich nicht derjenige sein, der ein solches Werk eine unzüchtige Schrift nennen kann; denn ein solcher trägt eine harte Strafe für seine Wesenheit subcutan mit sich herum: er fühlt das Schöne nicht, er ist ein Bauhaus, er würde auch den Shakespears und den Goethes und die Mehrzahl aller Dichtergewößen auf sein Sündenbänkchen citieren wegen unzüchtiger Schreibereien, wenn er nicht aus gar zu anerkannten Echarfelen wüßte, daß das große Dichter seien, vor denen man Respect zu haben hat.

Christaller.

„Gespenster im Sonnenschein.“ Merkwürdige Alltagsgeschichten von Ernst Wechsler. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.)

Als ich mit dem Wohlbehagen eines Gourmand, der an letzter Tafel sich ergötzt, das neueste Buch von

Ernst Wechsler durchlas, trat eine Jugendberührung mir lebhaft vor Augen.

Unter dem Hausrath meiner Kinderstube nahm ein alter, schwarzer, glatt polirter Kasten meine kindliche Phantasie besonders in Anspruch. Wenn die Sonnenstrahlen auf der glatten Fläche spielten, dann begundte ich mich gerne in dem dunkeln Spiegel. Denn aus diesem schaute mein Conterfei im grotesk-komischen Schattenrisse heraus, so daß ich unbändig lachen mußte. Und je herzlicher ich lachte, desto komischer erkunnte und rechte sich der Schatten bis mir die hellen Thänen in die Augen traten und ich überhaupt nichts mehr sah.

Abends dagegen huschte ich mit klopfendem Herzen an dem Kasten vorbei. Denn aus dem dunkeln Spiegel grinsten mich lange gespensterhafte Schatten an und drohten, ja sie liefen sogar dicht hinter mir her.

Athemlos eilte ich in die Küche, um bei dem diehenden Hausgeiste Schutz zu suchen.

Ähnlich wie mit dem Kasten verhält es sich mit den 16, unter dem Titel „Gespenster im Sonnenschein“ zusammengefaßten Geschichten.

Betrachtet von dem Sonnenauge des Wechsler'schen Optimismus lösen sie sich sämmtlich in eitel Glück und Wärme auf. Wie gespensterhaft hätte sie ein Dostojewski ein Wozz geschilbert!

Ein Dichter, der von der Muse den Weisheitskuss empfangen hat und sich aus Hunger der leichtgeschätzten Tochter derselben, dem Fenileton in die Arme werfen muß; oder der Conflict zwischen Beruf und Anlage, wie er in dem Märchen „Die drei Schneider“ geschildert wird, welche tragische Vorwürfe! Und in wie amnuthige Harmonien weiß Wechsler diese Dissonanzen aufzulösen!

Wenn das Leben viel von diesem selbstgenügsamen Glück enthalten würde, dann könnten wir heiter mit Don Carlos ausrufen: „O, Königtum, das Leben ist doch schön!“ Alle diese Erzählungen sind zwar dem Leben abgelauscht — aber Wechsler hat mit der Laterne des Diogenes das Glück gesucht und war geschickter als der alte Cicero. Die wenigen Punkte, die die Laterne beleuchtete, griff er an, alles übrige ließ er mit dem Schleier der Nacht verdeckt.

Schon die erste Erzählung zeigt uns, daß wir es mit einem Dichter zu thun haben. Diese, wie uns dünkt, eine feine Selbstpersiflage des Dichters, sowie das amnuthige Märchen von den „drei Schneidern“ und die von seiner Beobachtung zeugenden „Gespenster“ sind wahre Cabinetsstücke literarischer Genre-Materie.

Freilich schwingen sich nicht alle Erzählungen zu solcher Höhe empor, aber insgesamt lassen sie einen Blick werfen in das Volksgemüth und zumal in das urwüchsige, gesunde, humorvolle, gutherzige Gemüth des Arwiener's, dessen Sippe leider schon im Aussterben begriffen ist.

Das Büchlein Wechsler's ist zwar keine literarische That zu nennen, aber es will auch gar nicht dafür gehalten werden. Wer nicht zu blasirt ist, den Reizungen der Volkseule Reiz und Interesse abzugewinnen, wird es mit Vergnügen lesen und dem Autor für die köstlichen Stunden danken, die es ihm bereitet.

Nicht vom gleichen Optimismus durchtränkt ist das Büchlein „Nacht der Natur,“ Skizzen in Prosa von Sophie v. Ahnenburg (Wraz). Schon die erste Geschichte „Asra“ ist voll leidenschaftlicher Affecte.

Während Wechsler's Schilderung ruhig dahinfließt, wie ein plätscherndes Bächlein, gleicht die Sprache der Ahnenburg einem angeschwollenem Wildbache. Scherz und Ernst findet sich in diesem Buche im engen Rahmen neben einander. Am gelungensten aber sind jene Skizzen, welche erste Thue anschlagen. So ist in der Erzählung

„Die Christin,“ in ergreifender Weise das Schicksal des Opfers eines gewissenlosen Schauspielers geschildert und in dem sich in hohen Gesellschaftskreisen sicher bewegenden „Asra“ ist mit glühvollen Farben die Gefahr dargestellt, die dem Herzen einer blasirten Lady von einem schwarzen Sclaven, einer Art Freisitzgräflichen Mohrenkönig, droht.

Alles in allem zeigt das Buch von dem starken Talente der Verfasserin, dessen weitere Entwicklung nach dieser Gabe viel versprechend ist. M. Tief.

Literarische Rundschau.

(† Nikolaus Gawrilowitsch Tschernischewsky. † Emil Augier. Akademie Goncourt. Verbotene Bücher. „Vor Sonnenaufgang.“ Freie Bühne. Theatre Libre. Péro Lebouvard. Bühnenschau. Schesselfbund. Grillparzergesellschaft. „Wiener Ressource.“)

Sechszwanzig Jahre lag die eiserne Hand des Despotismus auf den Lippen Tschernischewsky's und als sie sich endlich weghob, geschah es nur, um dem durch jahrzehntelangen Druck flechgewordenen, tobnüßigen Opfer Luft zu geben, seine Seele auszuhängen.

Nikolaus Gawrilowitsch Tschernischewsky, dessen ganzes Leben den Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geweiht war, zu welchen er sich nicht bloß in seinen Schriften, sondern mit männlichem Muthe auch vor seinen Richtern offen bekannte, er, der seine Ueberzeugungstreue mit einer länger als ein Vierteljahrhundert dauernden Verbannung nach den eisigen Regionen des asiatischen Sibiriens hatte büßen müssen, ist wenige Monate nach der ihm, dem gebrochenen Greise, wieder-geschentten Freiheit, am 17./29 October in seiner Vaterstadt Saratow gestorben.

Nur ein einziges größeres Werk besitzen wir von ihm: seinen 1863 in der Gefängniszelle der Peter-Pauls-Festung niedergeschriebenen Roman „Was thun?“

Seit her blieb sein Mund stumm für uns, denn in der Verbannung gewählte man ihm wohl die „Gnade“ die Feder führen zu dürfen, doch die Veröffentlichung seiner Schriften war ihm streng verboten.

Mit „Was thun?“ aber hat er sich ein bleibendes Denkmal geschaffen. Wie ein zündender Funke schlug es in die Herzen der russischen Jugend.

Als sich nach Tschernischewsky's Tode kein Priester bereit finden ließ, Seelenmessen für den Verstorbenen zu lesen, da versammelte sich — trotz der Gefährlichkeit dieses Schrittes — in der Kirche des heil. Wladimir in Petersburg eine zahllose Menge von Studierenden der verschiedensten Hochschulen, um zum Andenken des Freiheitsdichters einen erhebenden Choral anzustimmen und so ihrer Liebe und Verehrung für den großen Todten Ausdruck zu verleihen.

Wie glänzend leuchtete hingegen der Glücksstern Augier's, des berühmten französischen Dramatikers, der gleichfalls jüngst verstorben ist. Während Tschernischewsky sich mit dem Bewußtsein des Märtyrertums begnügen mußte, erklimmte Augier die Stufen der Akademie und nahm seinen Sitz unter den 40 Unsterblichen.

Während Tschernischewsky seine Werke nicht veröffentlichten durfte, verkörperte Got und seine Kollegen

im Theatre francais und Odéon die socialen Gemälde, die Augier auf die Bühne brachte, vor vollgeproppten Häusern. Durch sein Ableben ist nunmehr wieder ein Fauteuil in der Akademie frei. Emil Zola, Francisque Sarcey (der berühmte Kritiker des „Temps“) und der Satiriker Emil Bergerat wettsitzen um das Glück, ihn einnehmen zu dürfen.

Von diesen Dreien ist Zola wohl auf alle Fälle der „Unsterblichkeit“ sicher. Gelingt es ihm auch nicht zu ihr über die große, goldene Haupttreppe der Akademie française einzugehen, so bleibt ihm doch die neu zu eröffnende kleine Hintertreppe der Akademie Goncourt, welche letztere für ihn, für Alphonse Daudet, Theodore de Banville und mehrere andere Schriftsteller, deren Namen jedoch noch nicht genannt werden, im ganzen zehn Sitze bereit hält.

Die Akademie Goncourt wird nach dem Tode des jetzt 70-jährigen Edmond de Goncourt in der Weise activiert werden, daß aus dem Nachlasse der Brüder Goncourt, welcher ein jährliches Zinsenerträgnis von 60.000 Francs repräsentiert, zehn Akademiker zeit ihres Lebens oder bis zu ihrem Eintritt in die französische Akademie (der sie als Mitglieder der Goncourt-Akademie nicht angehören dürfen) eine Jahres-Revenue von je 6000 Francs erhalten sollen. Außerdem wird die Akademie über ein von verschiedenen Kunststücken ihr gawidmetes Capital von 500.000 Francs verfügen, dessen Zinsen jüngeren Autoren in Form von Preisen für gediegene literarische Werke zugänglich gemacht werden sollen, denn die Akademie „verfolgt den Zweck,“ wie Goncourt erklärt, „jungen mittellosen Schriftstellern und Dichtern von Talent hilfreich beizuspringen, sie vor der Noth des Lebens zu schützen und sie über die Nothwendigkeit des Erwerbes zu erheben. Es ist unser Ziel, der Entfaltung von Talenten förderlich zu sein, sie von materiellen Sorgen zu befreien und ihnen die schwere Aufgabe der künstlerischen Production zu erleichtern.“

Und wie steht es denn mit der Werthschätzung des Dichters bei uns und in Deutschland? O man kann nicht sagen, daß die Werke unserer Schriftsteller nicht beachtet werden, leider geschieht dies jedoch immer zuerst und meist „eingehend“ durch die Censur. Das unten-

Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, „Der Filistencongrès zu Frankfurt.“ — Marie v. Ebner-Eschenbach, „Un-
süßbar.“ Erzählung. 8/12. — Victor Meher, „Che-
mische Probleme der Gegenwart.“ Vortrag, gehalten in
der allgemeinen Sitzung der 61. Versammlung deutscher
Naturforscher und Aerzte zu Heidelberg am 18. Sep-
tember 1889. — Fern. Grimm, „Homer's Ilias.“ —
Helene Wihlan (Madame al Raschid Bey), „Bilder aus
Constantinopel: 1. „Der Fastenmonat Ramadan.“
2. „Feuer.“ — Otto Kmitte, „Neue Gräbnelen eines
Malers.“ — Reinhold Steig, „Wilhelm Grimm's
Deutsche Heldensage.“ — Der achte internationale Orien-
talistencongrès. — Signund Schleginger, „Zur Eröffnung
des „Deutschen Volkstheaters.“ — Politische Rundschau.
G. Egelhaaf, „Ranke's Abhandlungen und Versuche.“ —
„Jenseits des Gotthard.“ — Literarische zc.

Unsere Zeit. Herausgegeben von Febr. Wien-
mann. 11. Heft. Inhalt: Martha Krumm, „Unter den
Tropen.“ — Ola Hansson, „Friedrich Nietzsche, die Un-
rationalität seines Systems und seiner Persönlichkeit.“ Kri-
tischer Entwurf. — Moriz Asberg, „Uebersetzung von
Krankheiten durch Fleisch und Milch.“ — Karl Beurle,
„Die Neuordnung des bürgerlichen Erbrechts in Oesterreich.“
— Jos. Schott, „Die neue Wehrgesetzgebung in Frank-
reich.“ — D. Brauns, „Die jüngste Entwicklung des
Staatswesens in Japan.“ — Wihl. Rudow, „Die rü-
matischen Classiker.“ — Todtenschau.

Deutsche Revue. November 1889: „Aus dem
Leben des Grafen Albrecht von Roon.“ — Ernst II.,
Herzog v. Sachsen-Coburg-Gotha — „Im schwarzen
Welttheil.“ — Hans Nagel v. Bräune „Im schwarzen
Welttheil.“ — J. Mähly, „Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte.“
— Viceadmiral Batich, „Britisches Seekriegsspiel.“ —
Theologie: C. Schmidt. — Rechtswissenschaft: Ludwig
Fuld. — Literarische Revue.

Die Nation. Wochenschrift für Politik, Volks-
wirtschaft und Literatur. Herausg. von Barth. Nr. 5.
Inhalt: Politische Wochenübersicht. — Karl Schrader,
„Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone.“ von Gust.
Freitag. — A. Mundel, „Das Ei des Columbus.“ —
Th. Barth, „Wahlfreiheit.“ — Protens, „Parlaments-
briefe.“ 1. — R. Nathani, „Die Rückkehr zur Natur.“
— Anton Bettelheim, „Ein Nachruf für Emile Augier.“
— S. Günther, „Giordano Bruno und die Entwicklung
der kosmologischen Anschauungen.“ (Schl.) — Residenz-
Theater: „Schwiegermama.“ (Belle-maman).

Wellermann's Monatshefte. Red.: Ad.
Waxer. 33. Jahrg. November. Inhalt: Dittj Schubin,
„Bludica.“ 2 (Schl.) — Ludw. Geiger, „Mollere und
die Frauen.“ — Ludw. Pietsch, „Die Künstlerfamilie
Meyerheim.“ 2. (Schl.) — Arpad Jzre, „Wegmilde.“
Roman. — I. Jul. Waple, „Die klassischen Stätten Wei-
mar's.“ 2. (Fortf.) — Franz Neuleuz, „Morgenländische
Schachfiguren.“ — Karl Theod. Gaderb, „Neue Mit-
theilungen über München Herzlieb.“ — Paul N. Kuh,
„Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Emil Rich.“
2. (Fortf.) — Literarische Notizen.

Die Grenzboten. Red. Johannes Brunow.
48. Jahrg Nr. 45. Inhalt: „Der Kaiser in Stambul
und Athen.“ — „Die deutsche Hausindustrie.“ — Harry

Denike, „Die geschichtliche Bedeutung des Sedantages.“
— Alfred Heil, „Karl Philipp Moriz als Romanschrift-
steller.“ — Max Max Gimmernann, „Einst und Jetzt“
Betrachtung bei Gelegenheit der münchener Jahres-
stellung. (Schl.) Henrik Pontoppidan, „Junge Liebe.“
Dyhl. Aus dem Dänischen überfetzt von Maria Mann.
(Fortf.) — „Maßgebliches und Unmaßgebliches: Noch
ein Wort für die Sprachenreinigung.“ — Literatur.

Nord und Süd. November 1889. Inhalt:
Auguste Hauschner, „Magdalena.“ Novelle. — Heinrich
Ehrlich, „Giuseppe Verdi.“ — Erich Marks, „Ludwig XIV.
und Straßburg.“ — August Schmarzow, „Nikolaus und
Johannes von Pisa.“ — Karl Gheslerup, „G-dur.“
Eine Kammermusik-Novelle. 1. — Ernst II., Herzog von
Sachsen-Coburg-Gotha, „Leopold I., König der Belgier.“
— Hedwig Bender, „Die erste deutsche Uebersetzung von
Giordano Bruno's Reformation des Himmels.“ — Bi-
bliographie, Moderne Kunst (mit Illustration). — Biblio-
graphische Notizen.

Vom Feld zum Meer. Inhalt: Wilhelmine
v. Hillern, „Am Kreuz.“ Ein Passionsroman aus Ober-
annergau. (Fortf.) „Die summe Creatur.“ — C. A.
Honthumb, „Quebec.“ — F. Brumoh, „Auf dem See.“
— H. Rosenthal-Bonin, „Die Erzählung des Schiffs-
arztes.“ — Prof. H. W. Vogel, „Ein Siegesfest des
Lichtes.“ — E. Gad, „Nach dem Nordkap.“ — Hugo
Eitamer, „Erntepflichte.“ — Konrad Teilmann, „Madama
in Rosen.“ Novelle. — Julius Sturm, „Neue Gedichte.“
— Josef Böck, „Zur Geschichte des Kinderspielzeuges.“
— Herbert Bauer, „Lünterngen.“ Roman. (Fortf.)
„Nella.“ — A. Trinius, „Die Jagdschlösser der Hohen-
zollern.“ „Arbeitslos.“ — A. Oskar Klausmann, „Wien
und Budapest.“ Eine trinitarische Studienreise. (Fortf.)
„Das Schifferhaus zu Lübeck.“ — Heinrich Landsberger,
„Die Geschichte von den neunundneunzig Drachmen.“

Wiener illustr. Zeitung. „Du mein Oester-
reich!“ Roman von Dittj Schubin. — „Das rauchlose
Pulver.“ Von Hauptmann J. Castner. — „Ueber den
Kopfschmerz.“ Von Dr. Hans Ditt. — „Im kleinen
Walddesgrunde.“ Von Julius Sturm. — „Eine Perle
des deutsch-österreichischen Südens.“ Von Lilly Willi-
gerod. — „Am Stongo.“ Von Dr. Max Schwarze. —
„Der Räuber mit dem Heiligenschein.“ Von Dr. Karl
Ruf. — „Die Frau Geheimrath.“ Von Oskar Klaus-
mann. — „Geburtsstätte Beethoven's in Bonn.“ Von
Dr. F. A. Schmidt. — „Blätter für die Frauen.“
Mode von Johanna v. Thyon. — „Liebestrost.“ Von
Fermann Hango. — „Das Colosseum.“ Von Friedrich
Beck. — „Aphorismen.“ Von Marie Crescence Gräfin
Cappy. — „Das Freisräulein.“ Novelle von Paul Heise.
— „Der Weise von Menlo-Park in der deutschen Reichs-
hauptstadt.“ Von Gottfried Mylius. — „Der Tod Zwan's
des Grausamen.“ Von Edwin Bauer. — „Erster Schmerz“
Von Emil Rittershaus.

Deutschland. Herausgeber Feix Mauthner.
Inhalt von Nr. 7: „Schneidiges Liebchen“ von Hans
Koppen. (Fortf.) — Interessanter Jubiläums Artikel über
„Verdi“ von F. N. v. Winterfeld. — „Ueber Schul-
gesundheitspflege“ von Dr. Detweiler. — Eine Plauderei

von Lana über „Freiheit.“ — „Die Pulverfrage“ von
Hauptm. Ziman. — „Die beiden Goncourt“ von J. M.
— Kleine Kritik.

Ausländische Zeitschriften.

Le livre. Monatschrift für die gesammte Weltlite-
ratur, Paris, Maison Quantin. Das Novemberheft
dieser von Octave Uzanne geleiteten reichhaltigen und
durch ihre glänzende Ausstattung auffallenden Revue
enthält: „Ueber die neuzugrundende „Gesellschaft der
Bücherfreunde.“ — Beiträge zur Geschichte Casanova's:
Briefe des Grafen von König. — Das Theater der rue
de la santé von Lemercier de Neuville. — Moderne
Bibliographie: Besprechungen von Büchern aller Wissens-
zweige u. a. Pola, Henry de Mojan, N. Maffé, ein
interessantes und actuelles Werk über Don Pedro von
Brasilien zc. — Bibliotheken. — Neue Erscheinungen.
Todtenschau.

Revue de deux Mondes. Nov. 1889: Henry
Rabusson, „Idylle et drame de Salon.“ — Jules
Rochard, „L'Hygiène en 1-89.“ — C. de Varigny,
„L'Afrique l'Océanie à l'exposition universelle.“ —
Alfred Mézières, „Mirabeau, d'après un livre récent.“
— Georges Lafenestre, „La peinture étrangère a
l'exposition universelle.“ — G. Valbert, „Les mo-
moires du comte Vitthum.“ — F. Brunetière, „Revue
Littéraire.“ — Jean Aicard, „Theatre Libre, Le père
Lebounard.“

The Contemporary Review. Nov. 1889: G. Mo-
nod, „The French Elections.“ — O. S. Reaney,
„Slave-Driving by Public Companies.“ — William,
„Wilson Hunter, The old Missionary.“ — Clement
Scott, „The Modern Music-Hall.“ — Fairbairn, „Mans-
field College.“ — Christianity and Socialism.“ —
John Mackenzie, „The Expansion of South-Africa.“ —
Sir Morell Mackenzie, „Art versus Science in song.“

Lettero e Arti. Nr. 41. Nov. 1889: T. For-
nioni, „Emile Augier.“ — G. Menasci, „Bosco
Duscale. Sonetti.“ — Fulvia, „I Falsi.“ — J. Cali,
„Pel giorno dei morti.“ — I Corrieri delle Arti.
U. Flores, Nihil. — A. G. Corrieri, „Baldomero
Galofre.“ — Carlotta Ferrari, „A un Edelweis.“ —
A. Altobelli, „Funando“ di L. Capuano. — Bibliografie.

Nuova Antologia. Rivista di scienze, lettere
ed arti. Anno XXIV. 3. serie. Vol. 24. Fase. 21.
Sommario: A. Gabelli, „la libertà in Italia.“ —
I. Del Lungo, „il disdegno di Guido.“ — G. Bar-
zellotti, „Santafiora.“ Dagli appunti di un villeg-
giante nel Montamiata. — S. Farina, „Don Chis-
ciottino.“ Romanzo. (La fine al prossimo fascicolo.)
— Maggiorino Ferraris, „la politica monetaria italiana
o la crisi di Torino.“ — G. Chiarini, „le terze odi
barbare di Giosuè Carducci.“ — G. Anfosso, „fra
due esposizioni universali.“ — „Emilio Augier.“ —
Rassogne ecc.

Oesterreichische Zeitungen.

Neue Freie Presse. Theodor Storm (Dr.
August Weiss) Nr. 9018, „Petersburger Schriftsteller und
Journalisten vor 60 Jahren“ Nr. 9026, „Nikolschans-
kum in Scandinavien“ (Ola Hansson) Nr. 9031, „So-

hannes Nordmann's Gedichte“ (E. v. Thaler) Nr. 9034,
„Fürst Dobojsky und die russische Literaturaristokratie“
Nr. 9039, „Wolf Goethe“ (Alexander v. Weilen)
Nr. 9040, „Zur Technik und Aesthetik des Dramas“
(Alfred Freyh. v. Berger) Nr. 9041, Gustav Freytag,
„Ueber Kaiser Friedrich“ Nr. 9042, „Emil Augier“
(S. Wm.) Nr. 9043, „Die wilde Jagd“ (A. Sp.) Nr. 9048,
„La lutte pour la vie“ (Wilhelm Singer) Nr. 9050, Lub-
bock's „Die Freuden des Lebens“ (H. W.) Nr. 9052, „Eug-
lands Dichter und die Reichseinheit“ (Karl Blind) Nr. 9055.

Die Presse. „Deutsches Volkstheater“ (E. Gra-
nichstädten) Nr. 268, Nr. 299, „Wiener Humo-
risten“ Nr. 272, „Fall Clemenceau“ (Heinrich Osten)
Nr. 273, „Unser Theater vor 40 Jahren“ (Gnanich-
städten) Nr. 287, Nr. 295, „Die wilde Jagd“ (Gnanich-
städten) Nr. 289, „Mausfremde“ Nr. 298, „Memoiren
von Theodor Wehl“ Nr. 309, Nr. 313.

Freundenblatt. „Bluthochzeit“ Nr. 266,
„Das franz. Theater vor 100 Jahren“ (Mullmann)
Nr. 268, „Sprachverderber und Sprachreiner“ (Konrad
Werkli) Nr. 272, „Fall Clemenceau“ (Oskar Teuber
Nr. 275, „Theatr. Curiositäten“ (H. Friedmann) Nr. 278,
„Die wilde Jagd“ (A. Hevesi) Nr. 289, „D. Volkstheater
u. Wilhelm Tell“ (M. Teuber) Nr. 298, „Emil Augier“
Nr. 299, Daudet, „La lutte pour la vie“ Nr. 299,
Nr. 307, Mosegger's „Martin der Mann“ (D. Teuber)
Nr. 309.

Deutsche Zeitung. 16. October, Maximilian
Garden: „Berliner Theaterbrief“. 19. October, Moriz
Neder: „Erzählungen von Hans Hoffmann.“ 20. October,
Adam Müller-Gutenbrunn: „Burgtheater“ („Die wilde
Jagd“ von Fulda). 26. October, Dr. Emil Reich: „Zur
Technik und Aesthetik des Dramas“ (eine Erwiderung
auf die Antrittsvorlesung des Herrn Dr. Alfred Frei-
herrn v. Berger). 27. October, Adam Müller-Guten-
brunn: „Emil Augier“. 29. October, Maximilian Garden:
„Der russische Roman“. 6. November, Richard v. Strele:
„Salzburger Brief“. 10. November, Maximilian Garden:
„Berliner Theaterbrief“. 14. November, „Ein literarischer
Scandal“ (Meißner-Gebird).

Wiener Tagblatt. 20. October, Ludwig Gang-
hofer: „Burgtheater“ („Die wilde Jagd“ von Fulda).
25. October, Theodor Leuz: „Der Naturalismus und
die Volkstheater“. 10. November, Ludwig Ganghofer:
„Der Spielplan des Volkstheaters“. 11. November,
Hans Braun: „Noch ein deutscher Classifier“ (über Mi-
melin). 12. November, Marco Breiner: „Dramatische
Gewerksführung.“

N. W. Tagblatt. „Der Unfall Clemenceau“
(Lefeb) Nr. 276, „Theatertage in Totis“ Nr. 275,
Max Freyer's „Bergpredigt“ (M. Neder) Nr. 283,
„Der slavische Nihilist“ (Cermaje) Nr. :88, „Die
wilde Jagd“ (Max Walbeck) Nr. 280, Berliner-Theaterbrief:
„Vor Sonnenaufgang“ (Lefeb) Nr. :91, „Bücher, Er-
innerungen“ Nr. :93, „Aus der ruff. Literatur“ (Franz)
Nr. 302, Daudet's „La lutte pour la vie“ Nr. 302,
Burgtheater, „Emilia Galotti“ (Walbeck) Nr. 308, Social-
wissenschaftliche Literatur: Ellbogen, „Die Erbsinn“,
Ofermann, „Wissen und Arbeit“, Herßka, „Freiland“
(S. F.) Nr. 311.

Wiener Allgemeine Zeitung. „Ein neuer utopistischer Roman“. (Edward Bellamy: Looking backward 2000—1887) Verfasser ungenannt. (30. October Nr. 3436). „Burgtheater“ (Eduwig Sulda's: „Die wilde Jagd“) von Edmund Wengraf (20. October, Nr. 3428). „Eine klassische Abschiedsvorstellung“, Verfasser ungenannt. (9. November, Nr. 3445). „Eine Regelpartie bei Friedrich Schiller“ (aus der „Chronik der Wiener Goethe-Vereine“). (24. October, Nr. 3431).

Wiener Abendpost. „Henrik Ibsen“ (Georg Brandes) Nr. 226, Wilbrandt's „Meister von Palmyra“ (Karl Birner) Nr. 241, 242, 243.

Bohemia. „Chr. v. Tiege und Elisa v. d. Recke“ (Dr. Adolph Rohst) Nr. 267, „Hochzeit von Valeri“ (E. Warrens) Nr. 279, „Der Fischer von Helgoland“, Drama von F. Herzog Nr. 288, „Im Heiligthume Robert Hamerling's“ (Dr. F. B. Hölzinger) Nr. 290,

„Schack's Selbstbiographie“ (Josef Wendel) Nr. 293, 294, 295, 296, „Die Literatur der Zukunft Nr. 297, „Emil Augier“ Nr. 299, „Le vœu d'une morte“ Nr. 303, „Die Alfred Meißner-Entwicklungen“ (Wilmiger) Nr. 314.

Grazer Tagespost. 18. October, Eingehende Besprechung des Hofegger'schen „Heimgartens“ von J. 22. October, „Die Verlassenen“, Roman von Graf Richard Seruage. 23. October, „Der Realismus auf der deutschen Bühne“. 25. October, „Der Realismus auf der deutschen Bühne“ (Fortsetzung des Artikels vom 23. October). 25. und 26. October, „Kaiser Friedrich“ von Gustav Freytag. 29. October, „Zola's neuestes Werk.“ (Aus dem „Berl. B. C.“). (9. November, „Delbrück und Gustav Freytag.“) 15. „Der Fall Clemenceau“, Schauspiel von A. Dumas und Artois.

Bücherschau.

Neueste Erscheinungen der deutschen Literatur. (Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.)

Amynator G. v., „Lenz und Raupreif.“ (H. G. Meyer, Leipzig).

Andrea Silvia, „Faustine“ N. (Wäschlin, Wlarns).
Bauer Martin, „Herzenskuren“ N., (Schottländer, Breslau).

Berghoff-Fsing Frz., „Ueber die hist.-eth. Richtung in der National-Ökonomie.“ (Dunder und Humblot, Leipzig).

Bodenstedt Fed., „Saturnata“, Dichtung, (Eike, Leipzig).

Bogler Philipp, „Erzählungen aus dem Wienerwald“ (Hinstorff, Danzig).

Dóczy E., „Carmela Spadaro“, Nov. (Wolz, Stuttgart).

Domela-Nieuwenhuis A. J., „Das Sparen“, ein Mon. und soc. Grundsatz, (Niemeyer, Halle).

Eckstein E., „Camilla“ N., (Meißner, Leipzig).

Frenzel Karl, „Wahrheit“ N., (Paetel, Leipzig).

Gniffel E. G., „Das Dniigow-Ungethüm.“ Ein dramaturgisches Gespräch. (Danz, Leipzig).

Gottschall N. v., „Die Tochter Mißbegahls“, N., (Schottländer, Breslau).

Gram S., „Genrebilder aus dem Schauspielerleben“, (Spaner, Leipzig).

Heinze und Götte, „Geschichte der deutschen Literatur v. Goethes Tod bis auf die Gegenwart. (Dresden-Streifen).

Hirsch Frz., „Bagatensang und Schwerterklang“ (Meißner, Leipzig).

Jensen W., „Im Vorherbst.“ Gedichte, (Eischer, Leipzig).

Kreher Max, „Die Bergpredigt“, N., (Pierfon, Dresden).

Kurz Holbe, Florentiner Novellen. (G. J. Wschén, Stuttgart).

Kemmermayer Friz, „Menschen und Schicksale“, (ebenda).

Löhn P., Dr. phil., „Erbfeinde und Erbfeinden der Literatur.“ Zur soc. Frage des Schriftstellerstandes. (Guben, Callis'sche Verlagsbuchhandlung).

Milow Stephan, „Lebensmächte“, N., (Wolz, Stuttgart).

Merrlich J. Paul, „Sein Leben und seine Werke“, Weidmann, Berlin).

Pröbbs N., „Das deutsche Volkstheater.“ (Weidmann, Dresden).

Roquette Otto, „Frühlingstimmen.“ Nov. (Schottländer, Breslau).

Weber D., „Armen-Schuld.“ Erzähl., (Gresner und Schramm, Leipzig).

Wolff Jul., „Die Pappenheimer.“ Ein Weilerlied. G. Grote, Berlin).

